

Es gibt so viel zu erzählen

Unsere lange Beziehung zu Israel

Eine Zeitreise von DIG-Mitgliedern. Interviews, aufgezeichnet von Widu Wittekindt.



VORWORT

Liebe Mitglieder und Freunde der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, liebe Leserinnen und Leser,

wer Israel wirklich verstehen will, muss dieses wunderbare Land bereisen.

Keine Dokumentation, kein Buch und keine Erzählung kann auch nur einen Tag zwischen Tel Aviv und Jerusalem, zwischen Rosch haNikra und Eilat oder zwischen dem Berg Hermon und Kerem Schalom ersetzen. Die Vielfalt von Kultur und Cuisine, die gesellschaftliche Realität zwischen Militärdienst und Strandvergnügen, die innovative Kraft dieser Startup-Nation, lassen sich nur vor Ort wirklich aufnehmen und verstehen. Daher sind Begegnungen mit Land und Leuten unverzichtbarer Bestandteil der besonderen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel, zwischen Deutschen und Israelis.

Diese Broschüre beschreibt persönliche Erfahrungen und lässt Menschen zu Wort kommen, die aus ihrer jeweils sehr eigenen und damit unterschiedlichen ersten Begegnung heraus Bande für die Zukunft geknüpft haben oder an bestehende Verbindungen Neues anknüpfen konnten. Von den Jahren der vorsichtigen Annäherung, als aus der historischen Schuld Deutschlands heraus noch viel Zurückhaltung in Israel herrschte, bis zu der gelebten Freundschaft unserer Gegenwart, sind die persönlichen Begegnungen immer auch Spiegel ihrer jeweiligen Zeit und haben diese selbst auch mit gestaltet. Ohne diese Vielzahl von persönlichen Begegnungen, dem Vertrauen das wechselseitig aufgebaut und fortentwickelt wurde, hätten sich die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern kaum so besonders entwickeln können.

Wo einst deutsche Produkte geächtet waren, ist heute „Made in Germany“ nicht nur ein Qualitätsmerkmal, sondern Ausdruck von Partnerschaft. Und von der Kooperation der Universitäten, über den Jugendaustausch, private Urlaubs- oder Studienreisen bis zu den besonderen deutsch-israelischen Regierungskonsultationen finden Begegnungen auf staatlicher Ebene, kultureller und wissenschaftlicher Basis oder ganz einfach in persönlicher und privater Freundschaft statt.

Mein erster eigener Besuch in Israel fand 2004 im Rahmen einer Delegationsreise der Stadt Frankfurt am Main statt, die seit über 40 Jahren mit der Mittelmeer-Metropole Tel Aviv verschwistert ist. Damals habe ich mich in Land und Leute verliebt und begonnen, mich für diese ganz besondere Partnerschaft zu engagieren. Auch meine eigene deutsch-israelische Geschichte fand mit diesen Begegnungen ihren Anfang und so ist auch diese Broschüre ein spannendes Werk, um Israel über seine Menschen ein Stück näher kennen und lieben zu lernen.

Ich wünsche Ihnen viel Freude und spannende Einblicke bei der Lektüre und hoffe, dass Sie auch selbst – wenn Sie das Land vielleicht noch nicht persönlich bereist haben – einmal die Möglichkeit haben, Israel und seine Menschen vor Ort kennenzulernen.

Ihr

Uwe Becker
Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft



ES GIBT SO VIEL ZU ERZÄHLEN! UNSERE LANGE BEZIEHUNG ZU ISRAEL

Eine Zeitreise von DIG-Mitgliedern

Aufgezeichnet von Dr. Widu Wittekindt, DIG Bremen/Unterweser e.V.

Einleitung

Den Autor interessierte – und ich hoffe auch die Leser – wie und warum heutige DIG-Mitglieder vor langer Zeit nach Israel gekommen sind, was ihnen auffiel, was sich aufgeprägt hat und warum sie sich die Liebe zu einem Land im Wandel erhalten haben und wie sie im Gegensatz zum ersten Aufenthalt nun heute auf Israel blicken und was die DIG dazu beigetragen hat.

Grundlage meiner folgenden Aufzeichnungen war ein Fragebogen mit zehn einfachen Fragen. Jeder Fragebogen wurde mit ausführlichen Gesprächen ergänzt. Alle aufgezeichneten Antworten sind von den Interviewten oftmals in mehreren Runden redigiert worden. Die Ergebnisse sind in vier verschiedenen Kapiteln zusammengefasst. Die Kategorien sind:

- Die Frühen vor dem Sechs-Tage-Krieg
- Die Nachrücker nach dem Yom-Kippur-Krieg
- Enge Bindungen in den 80er Jahren
- Die DDR-Bürger, die endlich kommen durften

So unterschiedlich diese „Israelleben“ verliefen, so spannend und oft auch ähnlich sind jedoch die Eindrücke, die Sie nun verfolgen können. In den Antworten vermischen sich Vergangenheit und Zukunft, Krieg und Frieden, Fortschritt und Rückschritt, Religiosität und Säkularismus, Verständnis und Ablehnung, Sorgen und Zuversicht, Nostalgie und Futurismus, aber die große Klammer zu all den wundersamen Gegensätzen in diesem kleinen Land ist die Liebe zu Israel und die durch die DIG getragene Freundschaft vieler Menschen hier und dort.



Während eines entspannten Abends anlässlich einer Hauptversammlung der DIG entstand dieses schöne Bild, dass Johannes Gerster zwischen zwei Protagonisten dieser Interviewbroschüre zeigt: Claudia Korenke und Wolfgang Freitag.

Ohne die hervorragende und intensive Zuarbeit der Interviewten, ihre Offenheit und ihrer Freude, das eigene Gedächtnis aufzufrischen, wäre diese Broschüre nicht gelungen.

Vorweg jedoch soll diese Broschüre einem besonderen Israelkenner und langjährigen, oft in führenden Positionen der DIG tätigen Menschen gewidmet werden: Herrn **Dr. h.c. Johannes Gerster**, der im Alter von 80 Jahren im August 2021 verstarb. Neun Jahre wirkte er in Jerusalem und vier Jahre war er Präsident unserer Gesellschaft.

Im DIG Magazin 1/2021 erschien ein kurz vor seinem Tod verfasster Artikel, in der Johannes Gerster seine Zeitreise beschrieben hat. Diese Broschüre beginnt mit jenem Aufsatz.

Schalom!

Ihr Widu Wittekindt

55 Jahre Deutsch-Israelische Gesellschaft

ICH BIN SEIT 54 JAHREN DABEI

von Dr. h.c. Johannes Gerster, Ehrenpräsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft.
(Verfasst vor seinem Tod am 21. August 2021)

Am 19. Mai 1966 fand die Gründungsversammlung der Deutsch-Israelischen Gesellschaft in der Akademie der Künste in Berlin statt. Namhafte Persönlichkeiten aus Politik, Kirchen und dem gesellschaftlichen Leben hatten diese Gründung seit Dezember 1965, dem Jahr der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Israel und Deutschland, vorbereitet. Aufgabe der neuen Gesellschaft sollte es – kurz gesagt – sein, die Beziehungen zwischen beiden Ländern zu fördern und dem Frieden im Nahen Osten zu dienen.

Ein Jahr später war ich Mitgründer der DIG-Arbeitsgemeinschaft Mainz und wurde als Jüngster in den Vorstand gewählt. Dass ich dabei mitmachte, war für mich keine Frage. Meine Eltern hatten vor 1945 Mainzer Juden versteckt und vor den Nazi-Schergen in Sicherheit gebracht. Ihr Schicksal war in unserer Familie mit sechs Kindern Thema. 1941 geboren, lehnte ich jede Form von Kollektivschuld der Deutschen für die Naziverbrechen ab, glaubte aber an die moralische Verpflichtung, für ein Leben der Juden in Frieden und Sicherheit, in Israel und an jedem anderen Ort der Welt, arbeiten zu müssen.

1972 wurde ich als 31-Jähriger in den Deutschen Bundestag gewählt, dem ich mit kurzer Unterbrechung bis 1994 angehörte. In diesen

22 Jahren war ich zunächst Stellvertreter von Annemarie Renger im Vorstand der Deutsch-Israelischen Parlamentariergruppe und später deren Vorsitzender. 1982 folgte das Amt eines Vizepräsidenten der DIG, das ich bis 1998 unter den Präsidenten Blumenfeld, Koschnick, Lahnstein ausübte. Von 1997 bis 2006 arbeitete ich im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung in Jerusalem, wo mich der Präsident der Israelisch-Deutschen Gesellschaft, Asher Ben Nathan, 1998 bis 2006 zu seinem Stellvertreter machte. Ich war als Nicht-Israeli bis heute der Einzige in diesem Vorstand. Nach meiner Rückkehr nach Deutschland wurde ich als Nachfolger von Lahnstein für vier Jahre zum DIG-Präsidenten gewählt und wurde danach deren Ehrenpräsident. Bis heute erlebte ich in und mit der DIG 54 spannende Jahre.



Dr. h.c. Johannes Gerster

Die Deutsch-Israelische Gesellschaft hat mit der im gleichen Jahr gegründeten Israel-Deutschen-Gesellschaft und in enger Zusammenarbeit mit den beiden Parlamentariergruppen ein enges Netz von Beziehungen in beiden Ländern aufgebaut. Regelmäßig besuchten sich Delegationen der beiden Schwestergesellschaften und natürlich betreuten sie auch Einzelbesucher in Bonn und Jerusalem. Das war keinesfalls problemlos. Mit Vertretern der israelischen Arbeitspartei waren die Kontaktaufnahmen bedeutend leichter als

mit den Mitgliedern der Likudpartei. Diese stellte beispielsweise einen Sprecher (Präsident) des israelischen Parlamentes, der Knesset, der sich noch in den 80er Jahre weigerte, einem Deutschen die Hand zu geben. Sehr erfolgreich waren in diesen Jahren die deutsch-israelischen Konferenzen, die im Wechsel in beiden Ländern stattfanden. Dabei waren immer auch Delegationen beider Parlamentariergruppen beteiligt.

Eine besondere Belastungsprobe unserer Beziehungen zu Israel waren die dreimaligen Debatten des Bundestages über die Verjährbarkeit von Mord. Zuerst wurde der Beginn der Verjährung der NS-Verbrechen von 1945 auf den Beginn der Bundesrepublik 1949 verlegt, dann von 20 auf 30 Jahre verlängert. In den 70er Jahren wurde die Verjährung von Mord ganz aufgehoben. Meine Fraktion hatte sich gegen die Aufhebung entschieden, weil gerechte Strafverfahren drei Jahrzehnte nach der Tat nicht mehr ordentlich durchgeführt werden könnten. Ich war der Meinung, dass das die Gerichte in jedem Einzelfall entscheiden müssten und nicht der Bundestag generell und organisierte 40 Unionsabgeordnete, die gegen den Willen des Fraktionsvorsitzenden Kohl und des CSU-Vorsitzenden Strauß mit der regierenden SPD und mit 50% der mitregierenden FDP die Aufhebung durchsetzten.

Besondere Belastungen erfuhren unsere Beziehungen wegen allzu enger Wirtschaftsbeziehungen zu israelfeindlichen arabischen Nachbarstaaten oder gar durch deutsche Waffenlieferungen beispielsweise an Saudi-Arabien. Da hörte der Spaß schnell auf. Empört reagierten die Deutschen wiederum, als der israelische Premierminister Begin Bundeskanzler Helmut Schmidt als Nazi-Leutnant diffamierte. Auf Bitten von Annemarie Renger flog ich nach Israel, um als „Schwarzer“ den roten Bundeskanzler in Schutz zu nehmen. Auf Vermittlung von Teddy Kollek traf ich Begin, der auf meine Vorhaltungen in Sachen Schmidt nicht einging, meine Freundschaft zu Israel lobte und die Schmidt-Beschimpfungen nicht wiederholte.

Wir waren Brückenbauer und glätteten die Wogen, wenn die Brandung zwischen beiden Staaten allzu stürmisch wurde. Ich erinnere mich, dass ich im Zuge der deutschen Wiedervereinigung in fünf Monaten dreimal in Israel war, um auf Bitten von Kanzler Helmut Kohl dort um Verständnis für die Vereinigung zu werben. Dort war die Sorge über ein neues Großdeutschland anfangs sehr groß. Positiv wurde auch bei unseren israelischen Freunden unser jahrelanger Kampf um deutsche U-Boote für das bedrohte Israel aufgenommen. Ausgerechnet nach Öffnung der Mauer konnte ich inoffiziell unseren Freunden mitteilen, dass am 23. November der Bundessicherheitsrat der Lieferung der ersten U-Boote zustimmen werde. Protokollarisch waren der Bote (ich) und die Form der Übermittlung nicht korrekt, politisch aber äußerst hilfreich.

Natürlich gab es auch innerhalb der beiden Schwestergesellschaften immer wieder Missverständnisse und Spannungen. Meine erste Konferenz als DIG-Vizepräsident im Jahre 1983 habe ich in besonderer Erinnerung. An drei Tagen hatten die beiden überalterten Delegationen, deren jüngster Teilnehmer ich mit 42 Jahren war, fast nur ein Thema: Die Aufarbeitung der schrecklichen Vergangenheit. Allzu forsch meldete ich mich zu Wort, um kurzgefasst meine Botschaft loszuwerden: Wenn wir nicht über unsere gemeinsame Zukunft reden und jüngere Leute für unsere Arbeit gewinnen, sterben unsere Gesellschaften aus. Bei der deutschen Delegation, die mehrheitlich aus Sozialdemokraten bestand, brach ein



Ministerpräsident Bernhard Vogel, Johannes Gerster, Adenauer-Enkel Konrad Adenauer zum 90. Geburtstag Teddy Kolleks

Sturm der Entrüstung aus. Gerhard Jahn, erster DIG-Präsident und zeitweise Bundesjustizminister watschte mich nach besten Kräften ab. Das sei typisch CDU, die Vergangenheit verdrängen. Asher Ben Nathan und weitere israelische Delegierte nahmen mich in Schutz. So hätten sie mich nicht verstanden, ich hätte Recht. Innerhalb eines Jahres gründeten beide Gesellschaften Jugendforen. Auf israelischer Seite nahmen der zu früh verstorbene Amnon Noy, der heutige IDG-Präsident Grisha Alroi-Arloser und sein Vertreter Michael Weinberg das Thema Jugend in die Hand. Die Tagesordnungen der Konferenzen wurden erweitert, wir waren in der Gegenwart angekommen.

Zur Ehrenrettung der Sozialdemokraten muss ich allerdings sagen: Sie hatten nach 1945 und in den ersten Jahrzehnten maßgeblich den Ausbau der deutsch-israelischen Beziehungen vorangetrieben. Es waren oft sozialdemokratische Oberbürgermeister, die deutsch-israelische Städtepartnerschaften pflegten, es waren starke Verbindungen der Gewerkschaften DGB und Histadrut. Die SPD hatte eine Bruderpartei in Israel, die Arbeitspartei. Meine Partei hatte so starke Verbindungen nicht und da kommt so ein Schnösel von der CDU und belehrt große Israelfreunde aus der SPD, was zu tun sei. Der Anfang in der DIG war schwer für mich. Es wurde im Laufe der Jahre auch dank bedeutender Sozialdemokraten wie Koschnick und Lahnstein immer leichter!

Eine neue Zielrichtung erfuhren meine israelbezogenen Aktivitäten natürlich mit meinem Umzug 1997 nach Jerusalem. Wir betrieben mit Teddy den Bau des Konrad Adenauer Zentrums als Begegnungsstätte für Juden, Christen und Moslems, wir organisierten in 9 Jahren rund 200 Arbeitssitzungen mit Israelis und Palästinensern und wir vertieften, ich jetzt auf israelischer Seite, unsere länderübergreifenden Beziehungen. Kaum nach Deutschland zurückgekehrt wurde ich zum DIG-Präsidenten gewählt. Am 14. Mai 2008 feierten wir in der Paulskirche 60 Jahre Staat Israel. Dieser Festakt wurde live in Phoenix übertragen, ein einmaliges Ereignis für die DIG.

Die deutsch-israelischen Beziehungen sind heute besonders gut, auch ein Verdienst der DIG! Dass Israel vom UN-Menschenrechtsrat ständig diffamiert wird, ohne dass Staaten wie China, Russland oder die Türkei verurteilt werden und dass Deutschland dagegen nicht angeht, ist ein Armutszeugnis. Dass in Deutschland wieder rechte Hassredner und Antisemiten in den Parlamenten sitzen, ist eine Schande. Die DIG ist 55 Jahre alt. Sie wird auch in Zukunft gebraucht, mit jugendlichem Elan.

Mainz, 12. März 2021

Teil 1:

DIE FRÜHEN VOR DEM SECHS-TAGE-KRIEG

Vorbemerkungen

1966, ein Jahr nach Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und Deutschland, besuchte der frühere Bundeskanzler Konrad Adenauer im Mai Israel. Er wurde als „Kanzler der Wiedergutmachung“ von Levi Eschkol, dem damaligen Premierminister, empfangen, der ihm bei einem Gastmahl sagte, *„dass die Deutschen von heute ihre gewandelte Gesinnung und ihre neue Vertrauenswürdigkeit täglich zu beweisen hätten. Das jüdische Volk wartet auf weitere Zeichen und Beweise dafür, dass das deutsche Volk die schreckliche Last der Vergangenheit erkennt und sich einen neuen Weg in der Völkerfamilie sucht.“*

Deutschland war in den Augen Israels noch Nazi-Land und ein überwiegender Teil der jüdischen Bevölkerung war nicht bereit, das Mördervolk mit diplomatischen Beziehungen aufzuwerten. Einzig die militärische Unterstützung durch Waffen aus Deutschland wurde akzeptiert, denn damit konnte die Selbstverteidigung gestärkt werden, um den jungen Staat zu erhalten.

Es gab jedoch schon früh Politiker, die die Bereitschaft zeigten, einen neuen Anfang mit Deutschen zu wagen und auch andere Gruppen wie z. B. Kibbuzim, Hochschulen, Industrie und Handel öffneten sich. Sie hatten einen gewissen Optimismus und mit dem Glauben an eine neue Generation in Deutschland gab man der Jugend die Chance, ein anderes Verhältnis miteinander aufzubauen. Und formal waren ja durch den gegenseitigen Botschafteraustausch 1965 die Türen auch weit geöffnet.

Unter diesen Bedingungen reisten junge Deutsche nach Israel, schon weit vor 1967 und kurz vor dem Krieg.

Dem Ersteinreisejahr nach: Eine ganz besondere Geschichte erzählt **ERHARD ROY WIEHN** (Jg. 1937) von der AG Bodensee-Region, dem es schon 1958 als jungem Pfadfinder gelang, von Jordanien aus nach Israel einzureisen. Heute ist E. R. Wiehn emeritierter Professor der Universität Konstanz und pflegt sowohl private als auch wissenschaftliche Beziehungen ins Land und wurde vielfach dafür geehrt. 1965, im Jahr der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik Deutschland, reiste **GÜNTER REICHWEIN** (Jg. 1944) von der AG Duisburg-Mülheim-Oberhausen als Student der Sporthochschule Köln ins Land und schon 1966 und 1967 folgten die nächsten Reisen. Ich selber, **WIDU WITTEKINDT** (Jg. 1940), von der DIG Bremen/Unterweser, war 1966 zuerst in einem Kibbuz und danach absolvierte ich als Student des Maschinenbaues an der TH Hannover ein Praktikum am Technion in Haifa und kam später zurück, um dort meine Dissertation zu präsentieren. **RUDOLF GUTTE** (Jg. 1938) von der AG Hannover hat sicher eine der ungewöhnlichsten Israelgeschichten zu erzählen. Er wurde 1967 als Gewerkschaftler zur Histadrut zu Verhandlungen entsandt, aber seinen Höhepunkt erlebte er von 1983 an, als er für vier Jahre als Sozialattaché an die Deutsche Botschaft versetzt wurde.

Was waren denn die Gründe, um erstmals nach Israel zu reisen und wie wurde das Ziel erreicht?

WIEHN: Ich reiste im Sommer 1958 mit drei Pfadfinderfreunden per Schiff nach Beirut, um dann auf dem weiteren Weg über den Libanon, Syrien und Jordanien nach Israel zu kommen. Da wir niemals mit einem israelischen Visumstempel im Pass in ein arabisches Land gekommen wären, hatten wir uns einen zweiten Pass ausstellen lassen. Durch das Mandelbaumtor, dem einzigen

Übergang vom jordanischen Ostjerusalem, betraten wir Israel und fühlten uns nach den drei arabischen Ländern schon fast wie in Europa. Da wir immer die Uniform der deutschen Boy Scouts mit Flagge und Bundesadler trugen, war leicht erkennbar, woher wir stammen. Wir waren froh, in Israel zu sein, denn besonders in Syrien begegnete uns oft eine ekelhafte, peinliche und beschämende Stimmung mit Bemerkungen wie „Hitler gut“ und „Juden kaputt“.



Jerusalem 1958, aufg. von E. R. Wiehn

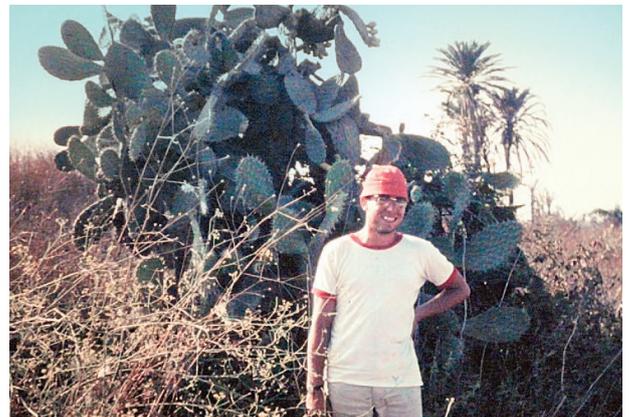
REICHWEIN: Im Studentenwohnheim der Sporthochschule Köln hatte ich den israelischen Zimmerpartner Eli Wadler, der einer der ersten israelischen Gaststudenten an der DSHS Köln war. Er verstärkte mein grundsätzliches Interesse am Land. 1965 nahm ich an einer Begegnungsreise zum Wingate Institut bei Nethanja teil, die von der Sporthochschule organisiert war. Es war meine erste, aber die dritte derartige Reise der DSHS. Beim Wingate Institut handelt es sich um das bekannteste Trainingszentrum für Sportarten aller Art in Israel. Wie bei uns auch fand die Sportlehrerausbildung dort statt. Zur Begegnungsreise gehörte ein dreiwöchiger Aufenthalt im Moshav Moledet zwischen dem Gilboa-Gebirge und dem Tabor, gefolgt von einer Rundreise.



Günther Reichwein am Barren im Wingate Institut 1965

WITTEKINDT: Auch meine Entscheidung, 1966 nach Israel zu besuchen, wurde mitbeeinflusst durch den einzigen israelischen Studenten der Technischen Hochschule Hannover, mit dem ich mich als Zimmernachbar im Studentenwohnheim befreundet hatte. Schalom Ben-Chorin war vorher bewusst der erste „deutsche“ Jude, den ich auf einem Seminar der Evangelischen Akademie in Loccum zur Vorbereitung auf Israel kennenlernte und der mich beeindruckte. Dazu dann

Samson, der aus Bagdad geflohene Jude. Die zwei waren ganz anders als ich mir Juden vorgestellt hatte, denn meine Eltern waren meinen Fragen immer ausgewichen und hatten mir ein unterbewusst negatives Bild vermittelt. Ich nutzte die Gelegenheit, ein von der Universität vermitteltes IAESTE-Praktikum im Technion mit einem Kibbuz-Aufenthalt zu verbinden und hatte das Glück, ganz in der Nähe von Haifa im Kibbuz Kfar Ha Maccabi zu starten. Beides konnte ich wunderbar miteinander verbinden.



Widu Wittekindt bei Kfar Ha Maccabi 1966

GUTE: Nur außergewöhnlich kurze vier Tage dauerte mein erster Aufenthalt in Israel im Jahr 1967. Ich kam als „Trouble Shooter“ im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung, bei der ich als internationaler Programmkoordinator arbeitete.

Es gab vorher auf der 1. Asienkonferenz der PSI (Public Services International) ein Missverständnis zwischen Heinz Kluncker, dem Präsidenten der Konferenz, und den zwei israelischen Delegierten. Israel war damals anerkanntes Mitglied der asiatischen Gewerkschaftsbewegung. Kluncker bat mich, dieses Missverständnis, bei dem es um das Engagement der deutschen Gewerkschaften bei der Verfolgung der Naziverbrechen ging, beizulegen, was gelang. Die Histadrut war in den vier Tagen mein Gastgeber und führte mich in einem Crashkurs ins israelische Leben und Land ein. Damals habe ich nicht geahnt, dass ich dieses schnell beigebrachte Wissen später noch gut gebrauchen konnte, aber darüber spreche ich noch.

Erinnern Sie sich noch an die ersten Eindrücke?

WIEHN: 10 Jahre nach der Staatsgründung und 13 Jahre nach der Shoah war es für uns als Deutsche absolut keine Selbstverständlichkeit, so schnell Kontakte zu bekommen. Sicherlich war es auch unsere Kluft, dass die Yedioth Hayom sogar über uns berichtete. Spontan bekamen wir Quartier von einem doppelt so alten Boy Scout in Haifa, der sich als früh eingewanderter Berliner entpuppte und uns verblüffte, als er von seinem Heimweh nach Berlin sprach. Diese Ambivalenz, den Holocaust überlebt zu haben und gleichzeitig sein Heimweh zuzugeben, hat uns sehr berührt. Ich schloss nach einer langen Gesprächsnacht im Kibbuz Degania A Freundschaft mit Shlomo Marcus (Jg. 1910). Unsere Freundschaft bestand mehr ein halbes Jahrhundert. Nach dieser Reise war mir klar: Israel wird mich nicht mehr loslassen. Wenn auch der erste Kibbuzbesuch kurz war, so nahm ich doch den Eindruck mit, dass es den Kibbuzniks wirtschaftlich besser ging als den Städtern, die doch in sichtbarer Einfachheit lebten.

REICHWEIN: Verglichen zu Köln war die Ausstattung des Wingate-Institutes eher bescheiden und trotzdem leistete man dort in vielen Bereichen, z. B. im „Versehrtensport“ Beachtliches. Wir lernten viel und sahen wie effektiv die Ausbildung war. Die in Rollstühlen antretenden

Behindertensportler schlugen uns „Gesunde“ in einem fröhlich und unbefangenen verlaufenen Basketballspiel deutlich. Später im Moshav Moledet integrierte mich meine aus Bayern stammende Gastfamilie, so dass ich gut eintauchen konnte in die Lebensweise der Moshavmitglieder. Die gemeinschaftliche Lebensgestaltung, der Verzicht auf persönlichen Besitz und die Art des kommunikativen Umgangs im Moshav hat mich stark beeindruckt. So etwas hatte ich mir in Deutschland nicht vorstellen können. Auch dass man mir so offen, unvoreingenommen und gastfreundlich begegnete, war überraschend beeindruckend. Die Moshav-Idee, die ich mitnahm, war die einer ökonomischen Überlebensstrategie, weniger ideologisch geprägt als die der Kibbuzim, die ich später noch kennen lernte.



Günther Reichwein mit Gastfamilie im Moshav

WITTEKINDT: Schon bei der Abholung von uns acht Volontären am Flugplatz in Lod (ja, so hieß der Ben Gurion Airport) und der Verfrachtung mit dem Lastwagen in den Kibbuz hat uns der Betreuer rau israelisch und gleichzeitig freundlich behandelt. So erlebe ich Israel bis heute. Ich hatte bei der Arbeitseinteilung Glück, weil ich als gelernter Maschinenschlosser in die Kibbuz-Schlosserei kam und nicht aufs Feld musste. So war ich allein unter Israelis und das war großartig. In der Schlosserei war ich ein anerkannter Kollege. Ich schloss Freundschaft mit dem aus Berlin stammenden Chef Seef Raban, die bis zu seinem Tod innig erhalten blieb. Die meisten Kibbuzniks waren deutschsprechende Flüchtlinge vor den Nazis.

Sie nahmen mich auf, als ob ich kein Fremder, kein Deutscher und kein Kind von Nazieltern war. Besonders eindringlich hat mich Hannah berührt, die Ehefrau von Seef, weil sie mir unter eigener Qual die Ehre gab, wieder erstmals Deutsch mit einem Deutschen zu reden, was sie nie vorhatte, denn die Tochter der einzigen jüdischen Familie in Bad Lauterberg wurde rechtzeitig nach Palästina geschickt, aber sie konnte ihre Eltern nie wiedersehen. Sie wurden in Riga und Auschwitz umgebracht, Seefs Eltern in Auschwitz. Ich war beschämt und konnte mit meinen Gefühlen schlecht umgehen. Seef und Hannah haben mich jedoch befreit. Hannah wurde später zur innigen israelischen „Adoptivmutter“ meiner Frau. Hannah und Seef starben im Alter von über 90 Jahren.



Seef, Dani und Hannah Raban 1966 bei der 30-Jahr-Gründungsfeier von Kfar Ha Maccabi 1966

GUTTE: Auffällig war, dass viele Gesprächspartner und viele Menschen in der Öffentlichkeit Deutsch sprachen. Ich ging in Geschäfte, sprach Englisch, aber die meisten Geschäftsleute erkannten meinen Akzent und sprachen sofort Deutsch mit mir. Nur einmal weigerten sich im Kibbuz Beith Brenner die Mitglieder, mit mir auch ihre Muttersprache zu sprechen. Die bitteren Gründe wurden schnell ersichtlich, denn viele von ihnen, die wegen der Hitze kurzärmlig arbeiteten, trugen am linken Unterarm die eintätowierte KZ-Nr. Der Holocaust war in vielen Situationen präsent, ohne feindselig oder vorwurfsvoll zu sein. Ich war erkennbar einfach zu jung, um als möglicher Mittäter betrachtet zu werden. Wie wäre es älteren

Landsleuten, die in Hitler-Deutschland gelebt und gewirkt hatten, in den gleichen Situationen wohl zu Mute gewesen? Insgesamt beeindruckte mich die enorme Gelassen- und Nüchternheit mir gegenüber, die ich während des ganzen Besuches empfand. Die jungen diplomatischen Beziehungen und der vorsichtige Beginn der Aufarbeitung unserer NS-Geschichte trugen die ersten Früchte. Die Beteiligung unserer Elterngeneration wurde mir schmerzhaft bewusst und sie prägt mich in meiner Arbeit für Israel auch in der DIG bis heute.

Hat sich denn dieser erste Eindruck verändert, nachdem Sie Land und Leute besser kennen gelernt haben?

WIEHN: Ich holte mir meinen zweiten Eindruck neun Jahre nach meiner ersten Reise. Einen Monat nach dem Sechstagekrieg war ich mit einer Gruppe von Studierenden und Assistentenkollegen der jungen Universität Konstanz im freiwilligen Arbeitseinsatz zu Aufräumarbeiten an der Hebräischen Universität zu Jerusalem. Nach der Tagesarbeit wurden wir jeden Abend zu Gesprächen mit hochinteressanten Menschen eingeladen; nicht zuletzt konnten wir auf einer Rundfahrt mit einem offenen Lkw viel vom Land sehen, nämlich von Kuneitra auf den Golanhöhen bis auf den Marktplatz der Stadt Gaza, wo wir fast gesteinigt worden wären, weil man uns für Israelis hielt. Nach vier Wochen ging es zurück, und später begann ich im Auftrag des Gründungsrektors der Universität Konstanz eine sehr lange und auch schwierige Sondermission, die schließlich nach 20 Jahren zum Erfolg führte: Die Universität Konstanz schloss eine Kooperationsvereinbarung mit der Universität Tel Aviv. Never give up! 1995 wurde mir dann von der Tel Aviv University der „President’s Award“ verliehen; was für eine phantastische Auswirkung meines zweiten Eindrucks!

REICHWEIN: So offen ich von meinen Gasteltern aufgenommen wurde, obwohl sie ja persönlich die Schrecken der Nazizeit durchstanden hatten und deren tägliche Umgangssprache immer noch Deutsch war, stand das im gefühlten

Gegensatz zu der jungen Generation, die mit mir gleichaltrig war. Ich meinte zu bemerken, dass sie das Verhalten ihrer Eltern missbilligten, einen Gast aus Deutschland in ihrem Haus zu haben. Sie ließen sich einfach nicht blicken. In meinen weiteren zwei Reisen vor dem Sechs-Tage-Krieg sind mir die schon erheblichen Spannungen zu den arabischen Nachbarländern aufgefallen, so z. B. durch Beschießung des besuchten Kibbuz Ein Gev am Ostufer des See Genezareth durch Syrer von den Golanhöhen, wo ich erstmals in einen Bunker flüchten musste. Die Bedrohung Israels, auf einen Existenzkampf vorbereitet zu sein, war eine starke, eine angstmachende Empfindung.

WITTEKINDT: Meinen zweiten Eindruck gewann ich in einem Labor im Technion. Dort sprach der Chef, Professor Lenz, Deutsch, ich aber hatte mit Jiddisch und Englisch sprechenden Mitarbeitern zu tun und bereitete Laborversuche für Studenten vor. Da ich auch als studentische Hilfskraft in Hannover einige Institute kannte, fiel mir die vergleichsweise Armseligkeit der Ausstattung auf, denn im Technion war das Geld knapp. Der professionelle Enthusiasmus war jedoch spürbar und sie alle gaben ihr Bestes. Wohnen konnte ich im modernen Studentenwohnheim oben auf dem Karmel, wo das neue Technion entstand, in Neve Shana'an. Zu israelischen Studenten gab es relativ wenig Kontakt. Selber wohnte ich mit einem Nigerianer zusammen, der wie ich ein Praktikum an Technion machte. Das Wochenende verbrachte ich jedoch im Kibbuz zu Füßen Haifas. Im alten Technion, unten in Hadar Ha Karmel, war in dem orientalischen Gebäude die Vergangenheit spürbar. Oben in Neve Shana'an merkte ich, Israel war im Aufbruch und trotz aller Knappheit unten herrschte hier oben Optimismus. Das gleiche Gefühl hatte ich auch bei einem einwöchigen Besuch in einem Studentenwohnheim der neuen Universität in Jerusalem. Einen besonderen Eindruck von der Schönheit des Landes bekam ich durch damals problemloses Herumreisen per Anhalter von Nord nach Süd. Man brauchte nicht zu winken. Immer wurde man gefragt, ob man nicht mitwolle. Die Schönheit Israels fasziniert mich noch heute und

ich bin froh, später mit meiner Frau einen großen Teil des Israel National Trail gewandert zu sein. Ich schrieb ein Buch dazu.¹

GUTTE: 1967 war ich ja nur kurz in Israel, aber 1983 wurde ich für viereinhalb Jahre als Sozialattaché² an die deutsche Botschaft nach Israel geholt. Nie hatte ich diese Aufgabe in Israel angestrebt, ich war aber durch meine lange internationale Tätigkeit sowohl für die FES als auch für den DED und das Studium an der Akademie der Arbeit in eine engere Auswahl für eine derartige Position an eine Botschaft gekommen. Mir wurden Japan oder Israel angeboten. Nach meiner intensiven Kurzerfahrung Jahre vorher freute ich mich auf Israel. Ohne längere Vorbereitung kam ich dort an. Mir hat ein Mitarbeiter der Histadrut, der vorher in Deutschland Sozialattaché war, anfänglich eine gründliche Einführung in die israelische Politik und Gesellschaft gegeben. Das war mein zweiter, unvergleichbarer und unvergesslicher Eindruck. Die Arbeitsatmosphäre wurde schon bald sehr freundschaftlich. Durch meine Eltern und aus eigenem Interesse verfügte ich über gründliche Kenntnisse unserer NS-Geschichte. Die meisten meiner israelischen „Counterparts“ kamen ursprünglich aus Mittel- und Osteuropa. Sie gehörten zur „Pioniergeneration“, Menschen, die politisch den genossenschaftlichen Gleichheitsgedanken für ihr neues Heimatland vertraten. Viele von ihnen sahen in der Versöhnung mit dem neuen, dem demokratischen Deutschland, einen Vorteil für beide Staaten. Die Versöhnung unserer Staaten wurde von beiden Arbeiterbewegungen schon bald nach dem Krieg nachdrücklich

1 W. Wittekindt: Wandern durch Israel. Ja, haben die denn kein Auto? Donat-Verlag, 2015, ISBN 978-3-943425-49-9

2 Die Idee der Sozialattachés stammt aus der Weimarer Republik. Hans Böckler schlug Kanzler Konrad Adenauer die Wiedereinführung vor und es wurde vereinbart, dass der DGB das Vorschlagsrecht für die Kandidaten bekommt. Auswahlverfahren und Entsendung liegt in der Verantwortung des Arbeitsministeriums. Die frühe Aufgabe war, Vertrauen ins ehemalige Nazi-Deutschland zu schaffen und demokratische Brücken in die Bereiche Arbeit und Soziales des Gastlandes zu bauen. Es wurde ein Instrument der modernen Diplomatie, weil man dem Sozialattaché zubilligte, auch mit der Opposition Kontakte zu pflegen, da diese möglicherweise eine zukünftige Regierung bilden könnte.

gefördert. Das gemeinsame Schicksal verband die beiden Bewegungen. Es waren offene, erfahrene und gastfreundliche Menschen, mit denen man jederzeit, auch in schwierigen Situationen, verlässlich zusammenarbeiten konnte.



Rudi Gutte mit Willy Brandt und Shimon Peres

Wie empfanden Sie in den frühen Zeiten Ihrer Besuche die politische und soziale Lage in Israel? Haben Sie darüber mit Israelis gesprochen?

WIEHN: Seit 1958 und bis heute habe ich Israel 33 Mal besucht, habe bei jedem Besuch viele Gespräche geführt, so viel wie möglich zu sehen versucht, und natürlich war ich immer wieder begeistert von der enormen Dynamik, mit der sich das Land entwickelte. Zu Beginn war mir der krasse Unterschied zwischen den entwickelten Kibbuzim und den Städten deutlich geworden, aber ich konnte noch nicht erkennen, dass dieses Modell später doch zu Problemen und notwendigen massiven Änderungen führte. Besonders durch meinen Freund Shlomo Marcus lernte ich den Stolz dieser Menschen auf das schon Erreichte kennen und es machte mich schon damals optimistisch für die Zukunft des Landes.

REICHWEIN: 1965 standen die meisten Israelis, denen ich begegnete, noch stark unter dem Eindruck ihrer gerade 20 Jahre zurück liegenden Erfahrungen. Alle waren vom Verlust von Familien, Angehörigen, Nachbarn und Freunden in der Shoa geprägt. Den jungen Staat Israel sahen sie als ihre persönliche Zuflucht und Überlebenschance,

an dessen Aufbau sie sich beteiligen wollten. Im Moshav vermittelte man mir den Unterschied zu den Kibbuzim am Beispiel der Kinderhäuser. Dieses Experiment wollte der Moshav auf keinen Fall mitmachen, aber die gemeinschaftliche Entscheidung über Besitzverteilung in Vollversammlungen war ähnlich und beeindruckend.

WITTEKINDT: 1966 lag Spannung in der Luft. Ich sah die MIGs der Syrer, die im Tiefflug über den Golan zum See Genezareth stürzten, die Maschinen wieder hochzogen und mit lautem Düsendonner in Syrien verschwanden. Diese Bedrohung war für mich beängstigend, denn ich erinnerte mich an die letzten Kriegsmonate in Deutschland, die ich bewusst erlebt hatte. In meinen Gesprächen mit den neu gewonnenen Freunden besonders im Kibbuz, verspürte ich die Sorge vor einem Krieg, vor einer drohenden Vernichtung und von der Vorbereitung auf eine kommende Verteidigung. Es gab alles in allem eine deprimierend pessimistische Stimmung im Land und man sprach von immer weniger Neueinwanderern und von Menschen, die planten wieder auszuwandern. Viele malten die Zukunft schwarz, aber im Kibbuz dachten die Holocaustflüchtlinge völlig anders. Hier hieß es: „Ja, so sind die Städte, die Tel Aviver, aber wir sagen: das ist unsere Heimat, wir haben sie aufgebaut, wir werden nie weggehen, wir werden Israel verteidigen. Wir haben schon 1948 die Front der Verteidigung gebildet und gewonnen; wenn es ernst wird, werden wir noch einmal gewinnen.“ Ich bewunderte die Menschen.

GUTE: In meiner Funktion hatte ich Gelegenheit, jüdische und auch arabische Israelis persönlich gut kennenzulernen und ich besuchte sehr oft und problemlos die damals noch konfliktfreie Westbank. Ich liebte die Ausflüge ins schöne Nablus. Die politischen Spannungen mit den Palästinensern waren 1967 wenig spürbar, zumal das Angebot der israelischen Regierung „Land gegen Frieden“ nach dem Sechstagekrieg und der Eroberung der Westbank eine Option zur Gründung eines palästinensischen Staates bot. Die PLO und arabischen Nachbarn zogen es vor, die Juden, wie

es in ihrer Erklärung hieß, ins Meer treiben zu wollen. Dennoch ist seit seiner Gründung Israels Existenz bedroht. Es schlug sich jedoch in meiner Arbeit mit Drusen, Beduinen, Tscherkessen und anderen arabischen Gruppen nicht nieder. Die arabische Welt hatte nach der Staatsgründung den jungen Staat Israel angegriffen, um ihn zu vernichten. 850 000 orientalische Juden wurden nach Gründung Israels aus ihren Heimatländern ausgewiesen. Während diese Flüchtlinge im relativ kleinen Israel integriert werden konnten, gelang dies mit den palästinensischen Flüchtlingen in vielen arabischen Nachbarstaaten nicht. Im Gegensatz dazu hatte ich auch mit meinen arabischen Gesprächspartnern die Erfahrung gemacht, dass die PLO die Flüchtlingsfrage „am köcheln halten“ wollte. Einen Monat vor Beginn der ersten Intifada verließ ich Israel. Ich kann nicht sagen, dass ich vorher schon deutlich gespürt hätte, was von da an geschehen würde.

Welche neuen Erkenntnisse und welche Gefühle hatten Sie nach der Rückkehr von Ihrer ersten Reise?

WIEHN: Für mich stand gleich fest, dass es keinen Abschied von Israel geben würde, sondern nur eine ständige Wiederkehr. Ganz ehrlich, ich hatte mich in das Land Israel verliebt und das blieb so. Meine häufige Wiederkehr veranlasste mich von Beginn an, Israel mit seinen Menschen und seiner Geschichte auch nach Deutschland zu bringen. Darüber spreche ich gleich noch.

REICHWEIN: Für mich war ebenso gleich klar, dass ich wiederkommen würde, denn ich war beeindruckt vom Lebenswillen der Menschen, ihrer Tatkraft, ihrer Leistungsbereitschaft und ihrem Gemeinsinn. Das musste ich weiterverfolgen und ich wollte auch helfen. Daher haben wir zum Beispiel dem Wingate-Institut auf abenteuerlichem Weg sogar ein menschliches Skelett, das in einen Trainingsanzug der Sporthochschule gesteckt wurde, als Anatomielehrmuster mitgebracht. Dieses Sportlerskelett hat die Zugreise von Köln bis Istanbul und die Weiterreise per Flug bis Israel durchstanden!

WITTEKINDT: Ich war definitiv nicht mehr derselbe, unbedarfte Student wie vorher. Mein Bild über jüdische Menschen hatte sich völlig gewandelt, denn ich hatte vorher gar nicht gemerkt, wie ich unbewusst antisemitisch beeinflusst war. Zurück in Deutschland deprimiert es mich, dass ich mit meinem neuen Bild auf so wenig Verständnis stieß. Aber dann, ein halbes Jahr nach meiner Rückkehr, im Sechs-Tage-Krieg, hatte ich Angst um Israel und musste mich gegen den Hass der arabischen Studenten in meinem Studentenwohnheim wehren. Der wurde schlimmer, als die Israelis siegten und das machte die Araber wütender – mit persönlichen Folgen. Die Deutschen waren überwältigt vom Mut und der Willenskraft, einen Krieg so schnell zu gewinnen. Plötzlich war ich mit meiner Meinung gefragt! Ich war selten so optimistisch und die Briefwechsel mit meinen Kibbuzfreunden zeigten es ebenso. Ich wollte dort immer wieder hin!

GUTTE: Ich sah alles sehr stark durch eine politische Brille und bewertete das palästinensische Flüchtlingsproblem als vorrangig. Diese Sicht hat sich als richtig erwiesen. Statt es friedlich gemeinsam zu lösen, wurden die ursprünglich 650 000 palästinensischen Flüchtlinge zu Opfern arabischer Interessen. Seit Generationen leben sie schon in Flüchtlingslagern ohne Rechte im arabischen Aufnahmeland. Schlimmer noch, sie wurden zur politischen Manövriermasse, einmal um die Unzufriedenheit zu schüren und zum anderen wurden sie zu einer wichtigen Finanzquelle für die Spitzenfunktionäre der PLO. Es wurde berichtet, dass Arafat seiner in Paris lebenden Familie ein Erbe von 900 Millionen US-Dollar hinterließ. Durch seine Hände liefen die internationalen Zahlungen, wovon 25 % Provisionen einbehalten wurden und ich frage mich, warum die Völkergemeinschaft bei dieser Sachlage die Flüchtlingshilfe weiter- und weiterzahlt, ohne dass ernsthafte Lösungsansätze erkennbar sind. Diese Erkenntnis bleibt mir unbegreiflich, ebenso warum Arafat die mörderische Intifada vom Zaun brach. Zurück in Deutschland war ich ratlos und bin es bis heute.

Hat Ihre Wiederkehr nach Israel neue Erfahrungen gebracht und hat sich Ihr Israelbild verändert?

WIEHN: Mir wurde immer bewusster, dass meine anfängliche Grundbesorgnis berechtigt war und dass sie heute noch besteht, nämlich dass Israel immer noch sehr ernstzunehmende Feinde hat, die mit seiner Zerstörung drohen. Aber es ist auch bei mir die Gewissheit ist gewachsen, dass Israel sich erfolgreich verteidigen kann. In die antiisraelisch-arabische Front ist ja glücklicherweise gerade in letzter Zeit Bewegung gekommen, und man kann nur hoffen, dass sich dieser Trend fortsetzt. Nicht ohne Sorge kann man auch gewisse inner-israelische Konflikte sehen; aber auch da gibt es Hoffnung, dass die liberalen Kräfte die Ultraorthodoxie irgendwie zu kompensieren vermögen.

REICHWEIN: Bei meinen nächsten Reisen nach Israel in den Jahren 1966 und 1967, noch vor dem Sechs-Tage-Krieg, übernahm ich in der Sporthochschule Köln im Auftrag des AStA die Vorbereitung, Organisation und Leitung. Das gab mir Gelegenheit, den Reiseverlauf zu beeinflussen und 1967 für die Hinreise eine Route über die Nachbarländer Libanon, Syrien und Jordanien zu organisieren, so wie es Herr Wiehn schon 1957 getan hatte. Vor der problemlosen Einreise durch das einsame Mandelbaumtor nach Israel konnten wir den von Jordanien kontrollierten Ostteil Jerusalems besuchen und auf diese Weise die uns bei den

beiden ersten Reisen verschlossenen Teile der Stadt und weitere Orte wie Jericho und Bethlehem kennenlernen. Wir haben uns frei bewegt und hatten nie den Eindruck, in irgendeiner Art Palästina zu sein, denn es war ja Jordanien. Der sechs Wochen nach Abschluss dieser Reise stattgefundenen Sechs-Tage-Krieg hat die politische Situation Israels dann grundlegend verändert.

WITTEKINDT: Mein zweiter, fertig organisierter Aufenthalt wenige Jahre danach fiel aus, weil meine Frau eine Fehlgeburt erlitt. Sie hatte sich so sehr gesehnt, meinen Kibbuz, meine Freunde dort und Israel kennenzulernen. So dauerte es bis 1978, als ich auf einem internationalen Kongress im Technion die Ergebnisse meiner Dissertation vorstellen durfte. Was für ein Erlebnis! Israel war voller Tatendrang, wissenschaftlich anerkannt, militärisch stark und hatte ein enormes Wachstum erlebt. Das Land war voll neuer Straßen, neuer Orte, neuer Bauten und es war so quecksilbrig lebendig wie ich es nicht kannte. Aber es war Europa so ähnlich geworden. Das fiel auf. Und das erschien mir als Nachteil. Ein Teil des Pioniercharakters war weg! Auch in meinem Kibbuz versuchte man, sich dem kapitalistischen Wandel anzupassen – und es misslang völlig. Mich hat enttäuscht, dass die sozialistischen Kibbuzniks auf einen Zug aufgesprungen sind, dessen Tempo sie nicht folgen konnten. Sie wurden in der neuen Gesellschaft gnadenlos über den Tisch gezogen. Gott sei Dank haben sie aber bis heute wieder die Kurve gekriegt!



Ehepaar Gutte mit Histadrut-Funktionären Dov Ben-Meir und David Faran-Frankfurter

GUTTE: Der Einfluss der religiösen Parteien in der nationalen Politik ist enorm gewachsen. Der von der Arbeitspartei und verwandten Parteien getragene Wunsch „Land gegen Frieden“ wurden wegen dieser Einflüsse zurückgedrängt. Ich hatte den Wechsel der politischen Führung hin zu immer mehr „rechten“ Parteien erlebt. Zu Beginn hat sogar Begin noch die historischen Leistungen der Histadrut und ihrer Ideen des kollektiven Gemeinwohls beim Aufbau des Landes geschätzt, später jedoch finanziell stark beschnitten. Likud und religiöse Kreise betonen immer stärker die biblischen Namen Judäa und Samaria. Beide Gebiete werden

als Wiege des Judentums betrachtet, auf die Israel nicht verzichten dürfe, meinen sie. Die Forderung nach Annexion der Westbank ist über die Jahre immer vehementer geworden. Grundsätzlich falsch ist dennoch die Behauptung, Israel sei nicht bereit, einmal erobertes Gebiet zurückzugeben. Die Rückgabe des Sinai und des Gazastreifens belegen das Gegenteil. Sicher wird Israel kein strategisch brisantes Gebiet zurückgeben, wie z. B. die Golanhöhen, aber ohne Anerkennung eines dauerhaften Existenzrechts und internationaler Absicherung wird es zu keinem Frieden kommen. Israel ist in den Jahren vitaler, aber auch kapitalistischer geworden. Die interessanten genossenschaftlichen Elemente im Staat scheinen weiter an Bedeutung zu verlieren. Für mich als Gewerkschaftler ist das bedauerlich, zumal es fast 40 Jahre lang eine erfolgreiche politische Praxis gewesen ist.

Warum sind Sie in die DIG eingetreten und haben sich Ihre Erwartungen erfüllt? Hat die DIG dazu beigetragen, Ihr heutiges Israelbild zu formen?

WIEHN: Zusammen mit Freunden habe ich 1974 die DIG Bodensee-Region gegründet und war 18 Jahre lang deren Vorsitzender. Dass die DIG dazu beigetragen hätte, mein Israelbild zu formen, kann ich nicht sagen – eher habe ich als Vorsitzender das Israelbild unserer hiesigen Mitglieder zu prägen versucht, denn niemand kannte Israel so gut wie ich. Zu meiner Vorstandszeit hatten wir sämtliche israelischen Botschafter oder Repräsentanten zu Vorträgen, Presse-, Rathaus- und Universitätsbesuchen in Konstanz zu Besuch. Nach dem Jom-Kippur-Krieg 1973 organisierten wir eine Geldsammlung für israelische Kriegsoffer; 1975 traten wir mit einer Erklärung zur Antizionismus-Resolution der Vereinten Nationen an die Öffentlichkeit; auf einer Straßendemo erklärten wir zu Beginn des zweiten Golfkriegs 1991 unsere Solidarität mit Israel. Ich kann nicht verschweigen,



2017 wird Prof. Wiehn in Kfar Masaryk geehrt

dass der DIG-Einsatz für Israel besonders auch im Umfeld der Universität auf erhebliches Unverständnis traf und teilweise sehr aggressive Proteste von Linken auslöste. Sowohl auf lokaler wie auch auf Bundesebene der DIG hat mir nicht immer alles gefallen, was auch gar nicht sein muss; gerade in letzter Zeit bin ich jedoch mit den politischen Stellungnahmen der DIG in Berlin ziemlich zufrieden.

Erwähnen möchte ich, dass ich seit 1984 meine Edition Schoáh & Judaica im Hartung-Gorre Verlag (Konstanz) herausgegeben habe. Sie umfasst inzwischen ca. 340 Titel mit zahlreichen israelischen Autorinnen und Autoren (<http://www.uni-konstanz.de/soziologie/judaica>).

REICHWEIN: Angeregt zum Beitritt zur DIG wurde ich 1997 vom damaligen Oberbürgermeister der Stadt Duisburg, Josef Krings, und der damaligen Oberbürgermeisterin der Stadt Mülheim an der Ruhr und Vorsitzenden der örtlichen DIG AG, Lore Güllenstern. Beide wussten von meinen langjährigen Beziehungen zu Israel und ermutigten mich zur Mitarbeit in der DIG. Mit meiner Kenntnis gelang uns die Verknüpfung der Städte Duisburg und Mülheim an der Ruhr zu Israel. Auch die Einladung an Lea Rabin zur Einweihung des Rabin-Platzes in Duisburg konnte ich maßgeblich



Ehrungstafel für Prof. Wiehn

organisieren. Bemerkenswert ist ein gegen den Willen der israelischen Behörden durchgeführter Ausflug ins „Terroristennest“ Nablus, der uns von dessen Bürgermeister während einer gemeinsamen Einladung in der Deutschen Botschaft organisiert wurde. Und das in der spannungsreichen Zeit kurz vor der zweiten Intifada! Es war bizzar.

WITTEKINDT: Nach meiner Pensionierung 2005 bin ich zusammen mit meiner Frau in die DIG eingetreten, um uns dort zu engagieren. Meine beruflichen Kontakte nach Israel hatten inzwischen neue Freundschaften entstehen lassen. Einen Freund (Zeev Engler) habe ich eingeladen, uns von seinem Drama, der Flucht nach Israel, zu berichten. Denn er war als Vierjähriger ein Flüchtling auf der im November 1940 im Hafen von Haifa bewusst havarierten Patria. Ich konnte ihn mit meinen besten Kibbuzfreunden Hannah und Seef zusammenführen, die ebenfalls wochenlang im gleichen Schiffskonvoi von Wien nach Haifa kamen und mit der Patria beinahe ertrunken wären. Solche Geschichten erlebt man nur in Israel und das war nicht die letzte der Art! Die sehr aktive DIG Bremen hat unser nachberufliches Leben stark bereichert. Ich habe enorm viel Wissen zur Geschichte und Aktualität in Israel dazu gewonnen, was ohne die DIG nie gelungen wäre. Und ich habe eine neue Bremer Freundesgruppe gefunden. Mein heutiges Israelbild ist durch die vielen Besuche und Aktivitäten in Israel nun gerundet. Wichtig davon waren die Teilnahme, Organisation



Gudi und Widu Wittekindt während Waldarbeit im verbrannten Karmel 2011

und Leitung der von unserer DIG organisierten Bürgerreisen, unsere Wanderung von Dan nach Jerusalem auf dem Israel National Trail und z. B. unsere Freiwilligenarbeit für den KKL im Karmel nach dem großen Brand im Dezember 2010.

GUTTE: Während meiner mehrjährigen Tätigkeit in Israel gehörte es zu meinen Aufgaben, die jährliche Hauptversammlung der Israelisch-Deutschen-Gesellschaft (IDG) zu besuchen. Die erkennbar wahrhaftigen Bemühungen, aus der Geschichte zu lernen und unsere Staaten wieder zusammenzuführen, haben mich dazu veranlasst, diese Zielsetzung auch persönlich zu fördern und zu unterstützen. Mich hat aber auch die überraschend große Bereitschaft der israelischen Mitglieder, mit dem neuen Deutschland zusammenzuarbeiten und den kulturellen und menschlichen Austausch zu pflegen, beeindruckt. Wegen meiner weiteren beruflichen internationalen Einsätze hat es jedoch noch etwas Zeit gebraucht, um mich aktiv an der DIG-Arbeit zu beteiligen. Wie schon in Israel beobachtet, sind auch hier in der DIG Hannover viele Mitglieder Kenner unserer Geschichte und der Welt zugewandte, aufgeschlossene Mitmenschen. Sich gegen den Antisemitismus zu engagieren und die Lehren aus unserer Geschichte wachzuhalten, ist Verpflichtung und somit ein weiterer Grund, in der DIG aktiv zu sein.

Welchen Blick auf Israel haben Sie heute und was, glauben Sie, ist der größte Unterschied, den Sie im Rückblick auf den ersten Besuch im Land zu heute sehen?

WIEHN: Israel hat sich als noch wehrhafter erwiesen als es mir trotz gewisser Zuversicht zu Beginn erschien. Die Bedrohung des Landes ist gewachsen, man denke an den Iran. Aber Israel wird das lösen. Heute ist das Land nicht nur militärisch stark, sondern auch in technologischer Hinsicht und einige arabische Länder werden daraus Nutzen ziehen. Es ist gut, dass es jetzt die DIG gibt, die hier mithilft, das Israelbild realistisch darzustellen. Ansonsten müsste man sie sofort erfinden!

REICHWEIN: Die Gebietsgewinne im Ergebnis des Sechs-Tage-Krieges insbesondere auf dem Golan, in der Westbank und um Jerusalem waren dem Sicherheitsbedürfnis der jüdischen Bevölkerung Israels unmittelbar dienlich. Die wirtschaftlichen Erfolge, die rasant angewachsene ökonomische Orientierung und die militärische Dominanz haben in Israel zu einem Verlust von Sehnsucht nach friedlicher Koexistenz mit dem nichtjüdischen Teil der Bevölkerung geführt. Geblieben ist das ungebrochene, legitime Bedürfnis nach Sicherheit und dem größtmöglichen Schutz vor existenzieller Bedrohung. Ein ernsthaftes Bemühen um dauerhafte Lösungen im Konflikt mit den nicht-jüdischen Kräften in der Region erscheint manchen womöglich verzichtbar. Die eigenen Sicherheitsinteressen und ökonomische Aspekte werden als deutlich vorrangig bewertet.



Gruppenreise mit Günther Reichwein 2017

WITTEKINDT: Das Land hat seinen alten Pioniergeist verloren, aber ein neuer innovativer Geist ist in Israel zutage getreten. Statt innovativer Landwirtschaft in der Gemeinschaft ist heute die Innovationskraft hervorragender Forscher und Unternehmer die Triebkraft für das Fortbestehen des Landes. Und trotzdem empfinde ich das Land als gespalten, was mir früher nicht deutlich war. Manche politischen Lager sind so radikal geworden, dass ich die Verachtung, ja manchmal den Hass in der Gesellschaft verspüre und ich Sorge habe, dass Israel ein Land der unüberbrückbaren Gegensätze wird. Trotzdem habe ich das Gefühl, dass wenigstens alle ein gemeinsames Ziel haben:

das Überleben Israels. Meine frühe vorbehaltlose Unterstützung des Pioniergeistes Israels ist einer neuen, auch vorbehaltlosen Unterstützung für einen demokratischen und vitalen Staat in einem feindlichen Umfeld gewichen.

GUTTE: Schon vor der Staatsgründung haben die jüdischen Rückkehrer in die Heimat ihrer Ahnen das Land genossenschaftlich erschlossen und prosperierend entwickelt. Es war die damalige Sowjetunion, die den neuen Staat als erste Nation diplomatisch anerkannte. Die USA folgten auf dem Fuße. Nach der erfolgreichen Abwehr der fünf arabischen Armeen und trotz der ständigen Existenzbedrohung, entstand ein moderner demokratischer Sozialstaat – der einzige in der Region. Viele Juden, die der Massenvernichtung in Europa entkommen waren, gaben ihre Kraft und ihre große Opferbereitschaft für ihren jungen Staat auf historischem Boden, ohne Diskussion und Verweigerung. Sie setzten ihr Leben ein und wollten lieber sterben als erneut in die Diaspora zurückzukehren. Die ständige, zwingende, permanente Verteidigungsbereitschaft, bleibt enorm kostspielig aber vorläufig alternativlos. Es verschlingt einen erheblichen Teil der Staatsausgaben und reduziert seit Gründung den möglichen besseren Lebensstandard der Bevölkerung. Hoffen lassen die in den 1980iger Jahren mit Ägypten und Jordanien abgeschlossenen Friedensverträge. Israel gab die Sinaihalbinsel, die eine „Pufferzone“ zwischen beiden Staaten wurde, zurück. Nun sind durch die Abraham-Abkommen weitere arabische Staaten mit Israel diplomatisch verbunden. Hoffen wir auf eine friedliche Koexistenz! Und vor allem, dass alle Nahost-Staaten erkennen, dass eine Kooperation mit Israel große Vorteile für ihre eigene Entwicklung und Bevölkerung bringen kann.

Wie schätzen Sie die Zukunft ein?

Haben Sie Sorgen und Ängste oder Zuversicht?

WIEHN: Die DIG muss es unbedingt weiterhin geben. Nach Israel schaue ich nach wie vor mit besorgter Zuversicht, aber auch mit meiner Kenntnis der Menschen über die letzten 63 Jahre ist meine

Zuversicht nicht mehr nur mit Hoffnung, sondern mit Realismus gepaart. Ich habe mein Leben lang versucht, Brücken zwischen den Ländern zu bauen und bin dankbar, dass mein Bemühen kürzlich zur Verleihung des Verdienstordens des Landes Baden-Württemberg am 23. Juli 2021 durch den Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann gewürdigt wurde. Ich wünsche diesem Land und seinen Menschen gerade auch im 73. Jahr des Bestehens: kol tov – we‘mazal tov!



Ordensverleihung durch Ministerpräsident Kretschmann 2021

REICHWEIN: Ich bleibe überzeugt, dass der Staat Israel und seine Bewohner nur dann eine bedrohungsfreie, sichere Existenz haben werden, wenn es gelingt, dass alle dort lebenden Menschen im Vertrauen auf gegenseitigen Respekt für sich eine reelle Chance auf politische und ökonomische Selbstbestimmung sehen. Der Wunsch nach Annäherung zum arabischen Sektor Israels degeneriert leider seit Jahren erheblich, obwohl ich in den frühen Jahren eine vertrauensvolle Nachbarschaft zwischen Juden und Arabern wahrgenommen hatte. Diese ist verloren gegangen und das macht mir Kummer.

WITTEKINDT: Mir macht die gesellschaftliche Entwicklung in Israel Sorgen, denn das Auseinanderdriften der Gruppen mit unterschiedlich radikalen Ansichten und einer Hassentwicklung gegeneinander ist demokratiegefährdend. Weil meine alten Freunde aber immer noch optimistisch sind, dass dieser divergente Prozess wieder gegenläufig wird, will ich aber gerne deren

Optimismus teilen. Jedenfalls verbunden mit Hoffnung. Ängste verbleiben. Vergleiche ich Israel heute mit dem Land, das ich 1966 lieben gelernt habe, kann ich nur staunen, was die Israelis geschafft haben. Aber schöner und liebenswerter war das alte, arme, idealistische Israel, dem ich etwas nostalgisch nachtrauere.

GUTTE: Bei mir überwiegt die Zuversicht. „Je komplizierter die moderne Waffentechnik wird, umso größer wird der Vorteil Israels“, so antwortete Verteidigungsminister Itzak Rabin Mitte der 80iger Jahre auf Helmut Schmidts Frage nach der militärischen Situation Israels. Heute bin ich nicht mehr ganz so sicher, weil der technologische Rückstand der Raketenbauer der Hamas und der Hisbollah vom Iran aus verkleinert wird. Was mich schon immer überzeugt hat, ist die Verteidigungsbereitschaft und der Wille der Israelis, mit ihrer Armee für ihr Land einzustehen und es zu verteidigen. Ob es diesen Willen bei den Arabern gibt, bezweifle ich und sehe Israel daher zwar bedroht, aber nicht existenzgefährdet. Kostspielig ist die Bedrohung für Israel auf jeden Fall. Es wäre für die Welt, aber auch für alle Menschen und Nationen im Nahen Osten vorteilhafter, endlich die mit Zweidrittelmehrheit 1947 gefasste Entscheidung der Vereinten Nationen, einen Jüdischen Staat im „gelobten Land“ sowie gleichzeitig einen Palästinensischen Staat zu errichten, zu akzeptieren, als weiter einer tödlichen Illusion nachzulaufen. Leider erhielt der UN-Beschluss nie eine Chance. Die aktuelle Bedrohung Israels durch den Iran, der die Existenz Israels fast täglich in Frage stellt, wird Israel zum eigenen Überleben zwingen, die Produktion von Atombomben im Iran zu verhindern. Keine gute Aussicht für die unschuldigen Menschen, die in riesiger Zahl dabei umkommen würden.

Teil 2:

DIE NACHRÜCKER NACH DEM YOM-KIPPUR-KRIEG

Vorbemerkung

In den Jahren 1974, 1975 und 1976 reisten drei Damen erstmals in das veränderte Israel. Der Sechs-Tage-Krieg 1967 hatte einen überwältigenden Sieg über die arabischen Armeen gebracht und Israel verfiel in einen Traum der Unbesiegbarkeit, hatte aber auch gleichzeitig große Gebiete unter Kontrolle gebracht, die vorher zu Syrien, Jordanien und Ägypten gehörten. Von arabischer Seite war Rache wegen der erlittenen Schmach angesagt und die Ägypter hatten sich viele Jahre auf die Befreiung des besetzten Sinai vorbereitet. Am Yom Kippur im Oktober 1973 wurde Israel in völliger Ahnungslosigkeit von zwei Seiten angegriffen: von der ägyptischen Armee, die über den Suezkanal stürmte, und von Syrien auf dem Golan. Zwei Tage brauchte Israel, um alle Kräfte zu mobilisieren. Nach schweren Kämpfen mit großen Verlusten siegte Israel wiederum, aber der Krieg führte zu einer Traumatisierung der israelischen Öffentlichkeit, die die außenpolitische Bedrohung kaum wahrgenommen hatte, weil die israelische Armee bis dahin als unbesiegbar gegolten hatte. Auch die Sicherheits- und Innenpolitik änderte sich damit gewaltig.

In diese neue Atmosphäre hinein starteten die hier Interviewten ihr langes Verhältnis zu Israel. Die noch sehr junge Bettina **NIR-VERED** (Jg. 1957) von der DIG AG München lernte 1975 auf einer organisierten Reise Israel kennen und arbeitete damals in einem Kibbuz als Volontärin. Die Liebe zu Israel bewirkte später eine Liebe zu einem Israeli, den sie heiratete und dadurch familiäre Bande nach Israel aufbaute. **MARITTA FÜTTERER** (Jg. 1936), zuletzt Mitglied der DIG Baden-Baden und vorher viel länger bei der DIG Mainz, ist die älteste der drei Reisenden. Sie reiste erstmals mit der Bundeszentrale für politische Bildung 1975

ins Land und kam dann unzählige Male wieder. Gut bekannt ist uns DIG-lern **CLAUDIA KORENKE** (Jg. 1952) aus dem Präsidium. Sie ist Vorsitzende der DIG AG Frankfurt. Claudia Korenke besuchte 1976 erstmals Israel, weil eine junge Liebe ein Ende nahm, aber dafür verliebte sie sich in das Land, das unbestritten ihre lange Liebe und Leidenschaft geworden ist.

Was waren denn die Gründe, um erstmals nach Israel zu reisen und wie wurde das Ziel erreicht?

NIR-VERED: Ich war 17 Jahre alt, als ich 1975 meine erste Israel-Reise unternahm. Der wesentlichste Grund war, dass ich etwa ein Jahr zuvor erstmals mehr über die Shoah und die Konzentrationslager erfahren hatte. Etwa im Alter von 16 Jahren hatte ich das Buch „Der SS Staat“ von Kogon gelesen. Darin wurden unfassbare Grausamkeiten geschildert, die mich erschütterten. Zugleich hatte ich von den israelischen Kibbuzim gehört. Ich sympathisierte in diesen Jahren mit sozialistischen Ideen. Das Leben im Kibbuz schien mir eine konkrete Verwirklichung sozialistischer Ideale zu sein. Ich wollte unbedingt mehr darüber erfahren. Meine Freunde und ich waren damals „alternativ“ eingestellt, wir suchten „nicht bürgerliche“



Kibbuz Urim im Negev zur Zeit der Gründung September 1946

Reiseformen im Rahmen von sozialen Projekten und Hilfsdiensten, die uns in direkten Bezug zur Bevölkerung bringen würden. In dieser Zeit stieß ich auf eine Broschüre des Jugendherbergsvereins, der eine Israel-Reise anbot: das Angebot beinhaltete eine Rundreise durch das Land mit der Möglichkeit, die bekannten touristischen Stätten zu sehen: Nazareth, den See Genezareth, Bethlehem, Jerusalem mit Klagemauer, das Tote Meer, Masada – mit anschließendem dreiwöchigen Kibbuz-Aufenthalt in Urim im Norden des Negev. Es entsprach genau meinen Vorstellungen. Es gelang mir, meine Eltern von dem Plan zu überzeugen, sodass ich die Reise antreten durfte.

FÜTTERER: Als die Einladung der Bundeszentrale für politische Bildung kam, war ich überrascht und erfreut. Ich habe mein ganzes Berufsleben von 1962 bis 1999 beim ZDF in Mainz verbracht, davon die letzten 15 Jahre für die Sendung „Zeugen des Jahrhunderts“ und lernte viele Juden und Israelis kennen. Daher wussten die Einladenden wohl auch von meinem Interesse an Israel. Nach einem kurzen Vorbereitungsseminar flogen wir unter der Leitung von Hans Stercken, dem Direktor der Bundeszentrale für politische Bildung, von Köln nach Israel. Es war eine gut zweiwöchige, dicht gepackte Informationsreise. Wegen eines schweren Angriffes von Terroristen, die vom Libanon her eindringen und im Moshav Kfar Yuval drei Familienmitglieder töteten, war es sogar unklar, ob die Reise nicht gecancelt werden müsse. Aber wir flogen, nur die Route in Israel wurde geändert. So bekamen wir die Probleme Israels sofort, aber Gott sei Dank nur indirekt zu spüren.

KORENKE: Er hatte mich sitzengelassen, der Kerl, an dessen Namen ich mich nicht erinnere. Alles konnte ich ertragen, nur nicht deutsche Weihnachtseligkeit. Also floh ich ins weihnachtslose Israel. Warum gerade

nach Israel? Israel war immer präsent in unserer Familie. Mein Vater reiste ab und an nach Tel Aviv, um bibliophile Nachlässe verstorbener Jeckes aufzukaufen und kannte einige dieser besonderen, deutsch gebliebenen Geflohenen. Es war das Land der Bücher, ohne dass ich nachdachte über das Volk des Buches, und die Vergangenheit – war sie nicht besonders in Frankfurt umfassend aufgearbeitet worden? Ich flog nach Tel Aviv, nahm ein Taxi und checkte ein im winzigen Hotel Ami, Adresse: die ebenso winzige Straße „Am Israel Chai“ (Übersetzung für Nichtkundige: „Das Volk Israel lebt“). Das war einfach zu merken: Hotelnamen wie der französische Gigolo, Straße „Am Israel Kai“, lag ja auch am Meer, getrennt nur durch die Kikar Aterim, diesen hässlichen Platz mit Unterführung. Lange hat es gedauert, bis mir klar wurde, dass ich bei „meinem Volk“ übernachtete und dass „das Volk Israels lebt“. Ich fand in Tel Aviv meine „zweiten Familien“.

Erinnern Sie sich noch an die ersten Eindrücke?

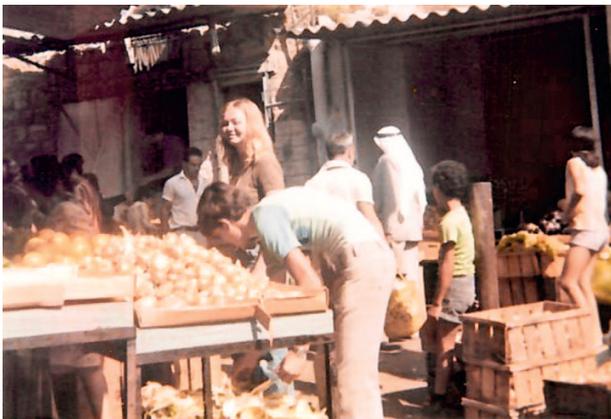
NIR-VERED: Zunächst: es gab zahllose erste Eindrücke. Während der ersten Woche kam man mit den Israelis wenig in Kontakt, wir reisten von Herberge zu Herberge, von einer Sehenswürdigkeit zur nächsten. Alles war neu, anders, überraschend. Die erste Ausflugsstation war Akko, Festung der Kreuzfahrer. Ein erstes Motto der Reise: ein von

Religionen umkämpftes Land! Der Eindruck verfestigte sich: Nie zuvor war ich mit anderen Religionen konfrontiert worden, hatte ich ähnlich derartig leidenschaftliche, wehklagende Gebete gehört wie in Hebron an Sarah und Isaaks Grab, niemals zuvor auf Teppichen kniende, im Gebet versunkene Muslime gesehen wie hier in der Jerusalemer Al-Aksa-Moschee oder im Felsendom. Erstmals hörte ich über Lautsprecher den Gebetsruf des Muezzin, sah ich schwarz gekleidete Haredim



Claudia Korenke vor dem Hotel Ami 1976

mit Pejes-Locken, erstmals und immer wieder: Militär. Immer wieder kamen uns auf den Fahrten durch das Land Militärkonvois mit jungen Soldaten und Soldatinnen entgegen. Aber wie anders waren sie als die im Stechschritt marschierenden Soldaten, von denen ich gehört oder die ich auf Kriegsbildern gesehen hatte. Es war eine andere Armee. Ein zweiter, bleibender Eindruck war, dass es sich bei dieser Armee nicht um eine faschistische, eine per se menschenverachtende Eroberungsarmee handelte, sondern um eine Armee, die allein die Existenz dieses jungen Staates sichern konnte. Die Erkenntnis, dass nicht jede Armee automatisch „schlecht“, dass Krieg nicht gleich Krieg ist, dass es verbrecherische Angriffskriege, aber legitime, ja notwendige Verteidigungskriege gibt, begann zu reifen.



Bettina Nir-Vered 1975 in Akko

Erstmals sah ich die Wüste, feilschte auf einem Beduinenmarkt. Es war mir möglich, mit einer Gruppe in den Sinai zu fahren, der damals noch von Israel besetzt war. Wir fuhren einen Tag lang nach Sharm-el-Sheik, eine Gegend, in der es damals nichts gab, nur einen einsamen Militärstützpunkt. Hippies kamen hierher und schliefen am Strand. Erstmals lebte ich im Kibbuz ganz ohne Geld, da man alles, was man zum Leben benötigte, im Kiosk erhalten konnte. Erstmals hörte ich am Kibbuzpool zwei alte Männer Jiddisch sprechen, noch ohne den Namen der Sprache zu kennen. Gebannt hörte ich ihnen zu, verwundert, weil der Klang ihrer Sprache vertraut schien und dennoch fremd und unverständlich war.

FÜTTERER: Ich kam in eine fremde, neue Welt, die sich sehr orientalisch anfühlte. Alles war anders, die Geschäfte, die Menschen, die Geräusche – mich traf das unvorbereitet. Aber tiefen Eindruck hinterlassen hat bei mir ein Besuch des Sinai außerhalb der Reisegruppe. Das ZDF hat in Tel Aviv ein Studio. Weitere ZDF-Mitreisende und ich wurden daher am Wochenende von der Studioleitung in den noch von Israel besetzten Sinai „entführt“ und wir fuhren in das damals noch völlig unterentwickelte Sharm-el-Sheik. Den Sonnenaufgang dort werde ich nie vergessen. Wir waren auch im besetzten Westjordanland, Jericho und Hebron. Drin waren wir nicht, aber vom Kloster aus konnten wir einen Blick in das dicht bebaute Flüchtlingslager neben Jericho werfen. Hebron ist als „unangenehm“ in der Erinnerung geblieben, es war eine sehr gespannte Besuchsatmosphäre.

KORENKE: Am nächsten Morgen ging ich zum Frisör – eben: letztes Jahrhundert. Beim Frisör hatte ich Angst. Noch vor der Frage nach dem Schnitt fragte er mich nach meiner Herkunft. „Italien“ sagte ich mit dem, was ich für gebrochenes Englisch italienischer Färbung hielt. Deutsche? Nein, soviel Vergangenheit wollte ich denn doch nicht auf mich nehmen. Auch hier verging Zeit, bis ich begriff: in Israel nehmen wir die Vergangenheit gemeinsam auf uns. Vom Frisör fuhr ich ins Rathaus. Mein Vater, Kommunalpolitiker in Frankfurt, hatte seine Tochter zwei Freunden empfohlen: Ygal Griffel, Bürgermeister der Stadt und dem OB, Shlomo Lahat, „Tschitsch“. Tschitsch berlinerte, Griffel praktizierte Wiener Schmäh und Charme in jeder Hinsicht: Kaffee in rosa (!) Plastiktassen in diesem scheußlichen Bau von Rathaus – aber danach und noch recht unüblich: arabisches Mittagessen. Ganz wichtig jedoch ist, von Eran zu erzählen. Eran war Portier, Mann für Alles, Gast- und Ratgeber im Hotel Ami. Eran sprach 17 Sprachen. Und Eran, damals vielleicht 60, begrüßte Opfer und Täter und Gleichgültige und Verwandte und Überlebende in ihrer Sprache, Ungarisch und Englisch und Polnisch und Deutsch und Russisch. Und immer, immer freundlich. Nur Joe, den Kofferträger, beschimpfte er verlässlich und meist ungarisch.

Eines Nachts komme ich zurück ins Hotel, Eran ist nicht an der Kabbala, er sitzt am Gästeklavier und begleitet Joe, der Violine spielt. Philharmoniker aus Budapest. Nun wollte ich dieses Land nie mehr verlassen.

Hat sich denn dieser erste Eindruck verändert, nachdem Sie Land und Leute besser kennen gelernt haben?

NIR-VERED: Wir gewöhnten uns im Kibbuz ein und wurden freundlich betreut. Um jeden von uns „Volunteers“ kümmerte sich in den drei Wochen eine Gastfamilie, ich war dort ein- oder zweimal zu Gast. Die Gespräche waren freundlich, man unterhielt sich über Alltägliches, informierte sich über das Kibbuzleben, die Arbeit u. ä. Mir gefiel das freie, unbeschwerte Leben sehr gut, meist war ich für landwirtschaftliche Arbeit eingeteilt, täglich fuhren wir zweimal hinaus aufs Feld, das erste Mal früh am Morgen, später nochmal am Nachmittag.

Einmal wurden wir, die Deutschen unter den Volunteers, eingeladen, mit den älteren Kibbuzniks zu sprechen. Man fragte uns nach der politischen Realität in Deutschland. Ich war nicht politisch organisiert und werde eher oberflächlich geantwortet haben. Niemals wurde ich mit Vorwürfen, Anklagen o. ä. konfrontiert. Man begegnete uns mit wachem Interesse. Aber ich begriff, wie intensiv man sich hier noch immer für die politische Realität der Bundesrepublik und die politische Haltung deutscher Jugendlicher interessierte.

FÜTTERER: Die erste Reise hat mich noch lange beschäftigt. Ich bewunderte die Menschen, wie sie in der kurzen Zeit das Land aufgebaut hatten. Drei Jahre später kam ich zurück und dann immer wieder, oft mehrmals im Jahr. Das Land war schon 1978 viel westlicher geworden und entwickelte sich so weiter. Auch die Waren in den Geschäften unterschieden sich kaum von denen zu Hause. Die zweite Reise unternahm ich mit der DIG Mainz, was uns auch nach Haifa führte, denn es sind Partnerstädte. Hier hatte ich auch Begegnungen mit Überlebenden, die mir sehr nahe gingen.



Tel Aviv Port

(Foto: Frank Schimke-Zacharias)

KORENKE: Die Achse Frankfurt-Tel Aviv wies und ebnete mir viele Wege. In Frankfurt bereitete die Kommunalpolitik einen Freundschaftsvertrag zwischen der Mainmetropole und der „Weißen Stadt am Meer“ vor. Ich lerne sie alle kennen: Hilde und Akiba Hofmann aus Frankfurt, deren deutsches Wohnzimmer in der Adam Ha Cohen 6 aussah, als sei das Grauen des Holocaust nicht gewesen. Hilde, die kochte, wie es den deutschen Hausfrauen in den 1930ern vielleicht Gewohnheit war oder das Ehepaar Lazar, so hießen sie, meine ich: er stets in Weste und Fliege – einzigartig in sorgfältiger Eleganz selbst unter den Jeckes. Und dann gab es die Tombola im Verein der ehemaligen deutschen Landsmannschaften, wo ich jenem Wiener Juden begegnete, der klagte, dass es in Israel schwierig sei, einen Weihnachtsbaum zu finden. Ich höre Ihre Kritik: Ich habe nicht Israel kennengelernt, sondern eine versunkene Welt? Abgesehen davon, dass der Beginn einer Liebe immer durch Irrationales bewirkt wird, waren es die Jeckes, die ein wenig Bürgerlichkeit in diesem Sandstreifen am Mittelmeer geschaffen haben, waren sie es, die in ihrer Zerrissenheit ihre neue Heimat hartnäckig mit Erinnerungen einer verlorenen, ja unaussprechlichen Vergangenheit möblieren wollten, siehe Café Meersand. Ja, mein zweiter Eindruck hielt dem ersten stand – nein, er übertraf ihn. Und als ich vor einem Haus im Norden Tel Avivs stand um meine neue Freundin Dvorah zu besuchen, aber nicht klingeln konnte, weil des Lesens, Schreibens, Sprechens unfähig, sagte ich mir: Ich komme wieder, immer wieder und ich lerne Hebräisch.

Wie empfanden Sie in den frühen Zeiten Ihres Besuches die politische und soziale Lage in Israel? Haben Sie darüber mit Israelis gesprochen?

NIR-VERED: Ich erinnere mich, dass ich bei einer Fahrt (ich meine, wir waren damals per Anhalter unterwegs) mit einem Israeli diskutierte. Ich selbst hatte damals nicht nur eine naivere und weniger reflektierte Haltung als heute, auch fehlten mir wichtige Informationen und Kenntnisse. Ich versuchte, den Israeli davon zu überzeugen, dass Übergriffe der Palästinenser Formen politischen Widerstands waren, er dagegen verurteilte sie als Terrorakte. Ich hielt damals noch die Unterdrückung der Juden in Europa mit der Lage der Palästinenser für vage vergleichbar, hatte noch nicht die Dimension des Menschheitsverbrechens der Shoah erfasst. Heute halte ich die entsetzliche, aussichtslose Lage der Juden während der Shoah und die sicherlich sehr problematische Lage der Palästinenser für unvergleichbar. Um nur einen Punkt zu nennen: Den Palästinensern wurden immer wieder weitreichende Angebote gemacht, die sie stets abgelehnt haben.

FÜTTERER: Die politische Lage konnte ich nach dieser Reise noch nicht so richtig einschätzen, die soziale hat mich sehr betroffen gemacht. Meine wirklich richtigen Erfahrungen auf den Gebieten verdichteten sich mit meinen weiteren Reisen und das besonders, als ich in Haifa zweimal einen Ulpan besucht habe, um Hebräisch zu lernen. Da dieser Ulpan „offen“ war, traf ich viele Neueinwanderer und hatte natürlich sehr interessante Begegnungen. Und ich gewann israelische Freundinnen.

KORENKE: Ich lerne Hebräisch seit 40 Jahren, auch ohne Ulpan, nur durch einige Kurse und auch Privatunterricht zu Hause. Sehr „erfolgreich“ übrigens: Ich kann mit Busfahrern sprechen, mit Fremdenführern schimpfen, ich höre den Unterschied zwischen Arabisch und Hebräisch und ich kann die gutaussehenden Jungs am Strand abweisen oder nicht – da dies aber in den letzten Jahrzehnten weniger und weniger nötig war, verliere ich Teile meines Sprachschatzes wieder. Für uns galt Israel



Jericho von oben aus Mitspe Yerikho gesehen

damals nicht als politische Destination. Israel war bunt und trendig und strandig und auf bescheidene Weise international und nur manchmal tat sich ein kleines emotionales Fenster auf: Ich fuhr durchs Land, mit den Bustouren, wie sie Hotels anboten und ich kann mich an Jericho erinnern, damals, den Blick von oben auf die Stadt: Da stand ich, wirklich ich? And the walls came tumbling down. Nein, die politische und die soziale Lage: Ich war nicht interessiert, ich hatte keinerlei Sendungsbewusstsein und erfreute mich dieses Landes, das in perfekter Mischung exotisch und kleinbürgerlich war. Trotz der wie stets politisch spannenden Zeiten entwickelte ich keine politische Prägung. Auch in meinem jeckischen „Familien“-Kreis war die aktuelle Lage der Politik kein Thema, eher die Sehnsucht nach der früheren Heimat.

Welche neuen Erkenntnisse und welche Gefühle hatten Sie nach der Rückkehr von Ihrer ersten Reise?

NIR-VERED: Ich hatte das Gefühl, ein offenes, vielfältiges, buntes und experimentierfreudiges Land besucht zu haben, in dem man mir als Deutsche sehr gastfreundlich und interessiert begegnet war. Ich war niemals Vorurteilen oder gar Anfeindungen begegnet, was ich durchaus verständlich gefunden hätte. Ich hatte begriffen, dass die Menschen in diesem Land gezwungen waren, um ihren jungen Staat zu kämpfen und ich entwickelte für diesen Kampf Verständnis und eine bleibende Sympathie.

Nach diesem Besuch hatte ich keine Zweifel, einen Staat mit einer starken, konfliktfähigen Demokratie besucht zu haben. Einen Staat, der es verstand, das Zusammenleben unterschiedlichster Bevölkerungsgruppen, von Juden aus der ganzen Welt, Arabern, Drusen und Beduinen zu regeln.

FÜTTERER: Wie ich schon vorher sagte, hatte ich schon nach der ersten Reise großes Interesse, das Land wieder zu besuchen, mehr in die Geschichte zu gehen, die Menschen besser kennenzulernen und zu verstehen. Auch begann ich, mich mit der politischen Situation zu beschäftigen, was ich seit meiner Mitgliedschaft in der DIG immer mehr vertiefen konnte. Ich habe danach in Mainz und Ingelheim Hebräischkurse besucht und dann später im Ulpan meine Kenntnisse vertieft. Man sieht, Israel hatte mich in vieler Hinsicht gefangen genommen und meine Hinwendung zum Land wuchs immer mehr.

KORENKE: Ich bin oft zurückkehrt und einen Abschied von Israel hat es und wird es für mich vermutlich nie geben. Wohl aber haben sich Teile Israels und mache Akteure von mir verabschiedet und ich vermisse sie. Die arabischen Flohmärkte in Yafo, „Rafis Beachclub“ in Eilat, den ich nie gesehen habe, mir aber geradezu als Synonym einer israelischen Upperclass erschien – die Wahrheit ist wohl, dass der Beachclub wie das Hilton in Tel Aviv, wie die HaYarkon in ihrer Gesamtheit Sommerdestination von Juden aus der ganzen Welt war.

Verabschiedet haben sich von mir die Jeckes, die betagten, hochrangigen Militärs, die mit wohl-angesehenen Positionen im Zivilleben ausgestattet wurden und Berühmtheiten, die zu kennen mich mit Stolz erfüllte. Ich denke an den wunderbaren und eitlen Asher Ben-Natan, der Hunderte von Menschen rettete, aber lieber betonte, Curd Jürgens zu ähneln, und glaubte jungen Frauen zu imponieren. Auch habe ich nicht Jossi Harel vergessen, den Kapitän der Exodus. Diese Teilhabe am Geschehen eines Landes: das hat mir nur Israel gegeben.

Hat Ihre Wiederkehr nach Israel neue Erfahrungen gebracht und hat sich Ihr Israelbild verändert?

NIR-VERED: 1993 kam ich erstmals wieder nach Israel – dieses Mal als Ehefrau eines gebürtigen Israeli. Meinen Mann lernte ich in München kennen. Wir sind seit etwa 30 Jahren zusammen und 22 Jahre verheiratet. Es ist also kein Wunder, dass die weiteren Reisen zur Familie meines Mannes führten und daher einen sehr privaten Charakter hatten. In der Zeit der vielfachen Besuche fing ich auch an, das früher nicht reizvolle Tel Aviv zu lieben. Wir erlebten ein euphorisches Israel in der Zeit der Regierung Rabin, in der allgemeinen Hoffnung auf Frieden ebenso wie die tiefe Depression, die auf seine Ermordung und die große Terrorwelle von palästinensischer Seite folgte. Wir erlebten die Demonstrationen in Tel Aviv als Reaktion auf die Anweisung zur Räumung des Gaza-Streifens in der Regierungszeit von Ariel Sharon.



Jerusalem Mahane Yehuda Markt

Die multikulturelle Stadt Jerusalem, die mich früher so fasziniert hatte, sah ich allmählich mit anderen Augen. Mein Mann berichtete von Messerangriffen, die in der Altstadt verübt worden waren, die „Exotik“ der Stadt erschien auch mir zunehmend als bedrohlich und gefährlich. Ich erfuhr, dass Israelis Orte, in denen sie sich früher sicher bewegen konnten (Städte, die ich als Tourist problemlos bereist hatte wie v.a. Jerusalem und auch Hebron) mittlerweile kaum

betreten konnten. Von israelischer Seite wurden weitreichende, entgegenkommende Schritte wie die Abgabe des Sinai und später die Räumung von Gaza unternommen, jedes Mal von Politikern, die als streng konservativ galten, Begin und Scharon – was wiederum zeigt, dass unsere „westlichen“ Schemata links = progressiv, „rechts“ = konservativ auf Israel nicht einfach übertragbar sind. Ich sah, dass auf die – gegen scharfen innenpolitischen Widerstand – durchgesetzte Räumung Gazas durch Scharon keine konstruktiven Reaktionen erfolgten, im Gegenteil. Auch die Kibbuzim hatten ihren früheren Charakter verloren. Als wir den Kibbuz Hulda besuchten, in dem mein Mann aufgewachsen war, waren z. B. große Teile des landwirtschaftlichen Betriebs aufgegeben worden.

FÜTTERER: Das Land hat sich für mich langsam Richtung Westen verändert. Besonders das Warenangebot wurde europäisch z. B. aus Italien. Das war das Offensichtliche. Jedoch habe ich im Ulpan Neueinwanderer kennengelernt, was eine ganz neue Erfahrung war, denn die waren noch nicht israelisch geprägt. Ein besonderes Erlebnis lohnt sich zu erzählen: Mit einer mitlernenden Deutschen fuhr ich in Haifa mit dem Bus. Wir sprachen Deutsch miteinander und eine Dame betrachtete uns erst mit „steifem“ Gesicht. Sie sprach uns überraschend an, um uns zum Nachmittagskaffee einzuladen. Wir waren dann nicht allein, denn sie hatte weitere Freundinnen eingeladen, die allesamt mit einem Kindertransport aus Nazi-Deutschland nach England kamen und später nach Israel übersiedelten. So wurden wir mit bewegend jüdisch-deutscher Geschichte in Israel konfrontiert. Sehr gut befreundete ich mich mit einer in Mainz geborenen Frau, mit der ich lebenslang verbunden war und die mich auch in Gaggenau immer wieder besuchte.

Ich begann, mich für die Geschichte und Politik immer mehr zu interessieren, las Bücher, besuchte Vorträge der Landeszentrale für politische Bildung und konnte bei weiteren Reisen der Landeszentrale sogar Arafats Grab bei Ramallah besuchen und ein Minister sprach über seine

Sicht der Dinge zwischen Israel und Palästina. Es war recht eigenartig, mit viel Sicherheitsmaßnahmen, aber Angst hatte ich keine. Es fühlte sich komisch an.

Auch organisierte Besuche in arabischen Orten, vornehmlich in Galiläa, brachten weitere Erkenntnisse und ich habe verstanden, wie weit unterentwickelt diese Orte bezüglich ihrer Infrastruktur waren. Darüber wurde gesprochen, sachlich kritisiert, alles auf Fakten beruhend. Die jahrzehntealten Nachwirkungen des Unabhängigkeitskrieges und der damals doch arabischen „Zweiklassen“-Gesellschaft wurden mir deutlich.

KORENKE: Ich komme immer gern nach Israel, aber ich verabschiede mich auch durchaus manchmal gern. Israel ist laut, Israel ist voller Menschen und Autos und verlässt man den Großraum Tel Aviv, ist man durchaus woanders: die Israelis selbst sprechen von ihrer „Peripherie“. Israel ist ein neues Land. Ein Land, dem ich nunmehr aus tiefster Überzeugung politisch verbunden bin. Ein Land, in dem ich mich heute weniger heimisch fühle – obwohl mich ungezählte Reisen seit der zweiten Intifada in jeden Winkel geführt haben. Ich möchte nicht in Israel leben. Vielleicht liebe ich es sogar weniger denn als junger Mensch. Aber mehr denn je brauche ich das Land – brauchen wir das Land. Und so ist der jüdische demokratische Staat Israel unauslöschlicher Bestandteil meines politischen Kanons.



Claudia Korenke führt eine Reisegruppe zum Grab Oskar Schindlers

Warum sind Sie in die DIG eingetreten und haben sich Ihre Erwartungen erfüllt? Hat die DIG dazu beigetragen, Ihr heutiges Israelbild zu formen?

NIR-VERED: Nachdem ich mich jahrelang über die kaum jemals empathische, stets einseitig Israel kritisierende oder dämonisierende Berichterstattung in den Medien geärgert und einige Leserbriefe verfasst hatte, war es mir irgendwann ein Anliegen, Menschen zu treffen, die einen anderen, freundschaftlicheren und solidarischeren Blick auf das Land Israel und seine Probleme haben, um meine Erfahrungen mit ihnen teilen und gesellschaftlich verankern zu können. In der DIG

München habe ich das gefunden. Es war und ist mir wichtig, dass Menschen zusammenkommen, deren Ziel es ist, der allzu oft verzerrenden und verfälschenden öffentlichen Meinungsbildung etwas entgegenzusetzen, denn nur mit anderen ist es möglich, politischen Einfluss auszuüben. Der wechselseitige Austausch und die Möglichkeit, sich im Rahmen von Projekten zu engagieren oder an diesen mitzuwirken ist dafür ein gutes Instrument. Ich denke, dass alles dafür getan werden muss, damit sich ein Menschheitsverbrechen wie die Entrechtung der Juden – und nur der Staat Israel bietet eine Sicherheitsgarantie für die Juden der Welt – niemals wiederholt.

FÜTTERER: Nach meiner Rückkehr von der ersten Reise erfuhr ich von der DIG. Ich suchte Kontakt und bin 1978 oder 1980 – das weiß ich nicht mehr so genau – in Mainz Mitglied geworden. Ich wollte mitarbeiten, das Verständnis Israel/ Deutschland zu verstärken und zu verbessern. Nach meiner Pensionierung zog ich nach Gaggenau und trat der DIG Baden-Baden bei. Heute ist es etwas beschwerlich, aktiv am DIG-Leben in Baden-Baden teilzunehmen. In

Mainz war ich sehr aktiv. 16 Jahre war ich Mitglied des Vorstandes und natürlich kannte ich Johannes Gerster sehr gut. Ja, die DIG hat mich bereichert. Ich war aber auch selber manchmal drei- oder viermal pro Jahr in Israel. Ich kann meine Freizeit als Vollbeschäftigung mit Israel und deutsch-jüdischen Themen bezeichnen. Auch Besuche in Auschwitz, Birkenau oder anderen Lagern waren von der DIG organisiert. Heute kann ich sagen: ich habe alles gesehen, gelesen und verstanden. Mehr bedarf es nicht mehr.

Meine letzte Reise nach Israel war 2015 mit Soroptimist International (SI), einer der weltweit größten Service-Organisationen berufstätiger Frauen

mit gesellschaftspolitischem Engagement, wo ich schon seit langen Jahren Mitglied bin. Eine Clubschwester aus Berlin organisierte und leitete die Reise. Es war eine herzliche Begegnung mit den israelischen „Sorores“.



Bettina Nir-Vered am Raschi-Tor in Worms



Maritta Fütterer mit einer Reisegruppe an der Grenze zum Libanon in Rosh Hanikra

KORENKE: Mein Vater hat die DIG Frankfurt Ende der 1970er mitgegründet. Es war eine engagierte, wenn auch nicht sehr große Arbeitsgemeinschaft, getragen von eben jenen engen Beziehungen mit Tel Aviv. Natürlich war ich qua

Familienorder von Anfang an Mitglied, habe mich aber nicht aktiv beteiligt. Und dann wurde es intensiver. Im nächsten Jahr steht mein 20stes Jubiläum als Vorsitzende der AG an. Israel und die DIG sind zu meinen Lebensthemen geworden.

Nicht nur ich, auch die DIG hat sich in den Jahren verändert. Sie hat zu meiner Politisierung beigetragen; ich werde in Frankfurt nun anders wahrgenommen, in einer Stadt, in der mehr als 50 % der Menschen ausländische Wurzeln haben. Ob Afghanistan oder Ukraine – in der Mainmetropole setzen sich viele Interessensgruppen für ihre politischen Überzeugungen ein. Das macht uns hier zu einem Akteur unter vielen, aber wir sind eine große Arbeitsgemeinschaft. Das macht mich stolz – ebenso wie der Umstand, dass ich seit vielen Jahren im Bundespräsidium der DIG mitarbeiten darf. Ich mache diese Arbeit gerne und überzeugt: Es gilt, zur Vergangenheit zu stehen, in der Gegenwart die „Staatsräson“ Deutschlands zu leben, und: Israel – wie im Übrigen jeden demokratischen Staat – zu unterstützen. Es war ein langer Weg für mich, politisch zu denken und zu handeln, die DIG hat ihn geführt und darin besonders Menschen wie der verstorbene Dr. Johannes Gerster, der mich motiviert hat, engagiert zu bleiben.

Welchen Blick auf Israel haben Sie heute und was, glauben Sie, ist der größte Unterschied, den Sie im Rückblick auf den ersten Besuch im Land zu heute sehen?

NIR-VERED: Israel erscheint mir noch immer als ein moderner, dynamischer, innovativer, pulsierender Staat. Vergleicht man nur eine deutsche Geschäftsstraße mit einer israelischen, so findet man hier bei uns die überall gleichen Ketten und Discounter – in Israel aber zahllose Einkaufsmöglichkeiten, angefangen mit den internationalen Produktketten über zahllose, individuell betriebene Geschäfte, jedes mit eigenem Gesicht, bis hin zu hunderten von Buden und Büdchen an jeder Straßenecke. Israel ist ein Land, das sich ständig erneuert, seinen Charakter mit jeder

Einwanderungswelle, sei sie aus Russland, aus Frankreich oder vom afrikanischen Kontinent, verändert, ein Land, das immer wieder für Überraschungen gut ist: so wie damals beim Vertrag von Camp David mit der Abgabe des Sinai und in jüngster Vergangenheit wieder mit der Aufnahme friedlicher Beziehungen zu den VAE, Marokko und Bahrein. Dieser Schritt war noch vor Kurzem unvorstellbar. Vor allem aber bleibt Israel ein Land unter permanenter, monströser Bedrohung.

FÜTTERER: Das Land hat sich vollkommen verändert. Durch die nachfolgenden Generationen und die noch zugewanderten Volksgruppen ist es ein westliches Land geworden. Strukturmäßig nach Europa und USA ausgerichtet und wirtschaftlich stark. Auch der starke Zuzug der Juden aus der ehemaligen Sowjetunion hat das Land verändert. Positiv? Ich kann es nicht beurteilen. Mit der Politik bin ich nicht so einverstanden und damit meine ich die vielen letzten Jahre der Netanjahu-Regierung. Ich bin schon überzeugt, dass Palästina als Nachbarstaat existieren möge, aber es muss eine Lösung sein, die alle alten Konflikte hinter sich lässt.

KORENKE: Der größte Unterschied zwischen meinem „ersten Israel“ und dem heutigen bin ich. Die Pioniere, die Jeckes, die mir Vertrauten, sind nicht mehr da. Der „süße Vogel Jugend“ ist davongeflogen. Für das „niemals schläft“ und die legendären Clubs bin ich zu alt. Aber ist das wichtig?



Claudia Korenke in einem Slowfood-Restaurant

Das Hotel Ami gibt es nicht mehr. So viel hat sich geändert! Israel ist ein einziger Wandel. Aber noch immer lebt das Volk Israels und noch immer spülen die Mittelmeerwellen an den Strand des Frühlingshügels, an den Strand der Großstadt Tel Aviv. Ich werde mich immer wieder vergewissern.

Wie schätzen Sie die Zukunft ein? Haben Sie Sorgen und Ängste oder Zuversicht?

NIR-VERED: Zuversichtlich stimmt mich das Wissen um das große israelische technische Know-how und die Innovationskraft des Landes. Vor allem die jüngsten Entwicklungen, die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit ehemaligen Feinden stimmen mich zuversichtlich. Zugleich bin ich (erst recht nach dem aktuell gerade beigelegten Gaza-Krieg) in Sorge um die massive Bedrohung Israels durch den Iran, der offen den Holocaust in Frage stellt, in jüngeren Propagandaschriften das Wort „Endlösung“ verwendet und die Vernichtung Israels zu seinem Ziel erklärt. Der Charakter seines Regimes ist terroristisch und diktatorisch: es lässt auf zivile Demonstranten schießen, Andersdenkende foltern und hinrichten. Kürzlich wurde sein Wiener Diplomat Assadi wegen der Planung eines großen Terroranschlags auf europäischem Boden in Brüssel verurteilt. Angesichts dessen empfinde ich die halbherzige Haltung europäischer Staaten, die trotz deutlichster Warnungen Israels an einem Atomabkommen festhalten, das den einzigen jüdischen Staat der Welt bedroht, als inakzeptabel. Eine Bedrohung Israels bedeutet auch eine Bedrohung der westlichen Welt und ihrer humanen Werte. Wem diese Werte etwas bedeuten, dem kann die gesicherte Existenz und Zukunft Israels nicht gleichgültig sein.

FÜTTERER: Beides. Zu Iran wird so viel Negatives berichtet und das stimmt wohl, wenn man die regierenden Mullahs anhört. Die Iraner selber, die Bevölkerung ist völlig anders: sie sind offen und lebendig wie die Israelis. Allerdings halte ich von Angstmacherei gar nichts. Immerhin kann sich Israel auf seine starke Armee verlassen.

KORENKE: Ohne Frage überwiegt die Zuversicht. Ich bin von der Stärke der Demokratie überzeugt. Schauen Sie auf die breite Koalition der neuen Regierung, die von so stark divergierenden Parteien getragen wird und funktioniert. Israel hat innere Probleme wie jede demokratische Gesellschaft: überall gibt es Spannungen zwischen Ethnien und Religionen, Konservativen und jenen, die alles erneuern möchten: Am Ende aber steht das israelische Volk zusammen im Bewusstsein, dass es sich für den Staat engagieren muss gegen Kräfte wie den Iran, der unverhohlen an der Vernichtung des Landes arbeitet. Und dieses Bewusstsein zieht sich durch alle Gesellschaftsschichten – arabische Minderheit, jüdische Orthodoxie, Militär, Jung und Alt. Nein, mir ist nicht bange um Israel.



Multireligiöses Jerusalem

Teil 3:

ENGE BINDUNGEN IN DEN 80ER JAHREN

Vorbemerkung

Die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts bescherten Israel vier Ministerpräsidenten: Begin (Likud) bis 1983, Schamir (Likud) bis 1984, Peres (Awoda) bis 1986 und danach wieder Schamir zum zweiten Mal. In diese Zeit fiel der große Libanonfeldzug, die Niederlage der PLO mit dem Abzug von 10 000 PLO-Kämpfern aus Beirut nach Tunesien, die Angriffe christlicher libanesischer Phalange-Milizen unter den Augen von israelischen Truppen in den palästinensischen Flüchtlingslagern Sabra und Schatila in Westbeirut mit tausenden von Toten und schließlich der Rückzug der IDF aus dem Libanon unter Beibehalt einer Pufferzone. Schlimme Attentate in Israel veranlassten massive Schutzmaßnahmen. Es waren aufregende und auch gefährliche Zeiten, in denen sich die nachfolgend Interviewten entschlossen nach Israel zu gehen, zu bleiben oder enge, langfristige Bindungen einzugehen. Das ist etwas Besonders und verdient es, auch so betrachtet zu werden.

WOLFGANG FREITAG (Jg. 1948) ist Gründer der DIG AG Ostfriesland. Seit 1981 ist er Brückenbauer zwischen Aurich und Israel mit einer großen Erfolgsbilanz. **MARTINA KLECHA** (Jg. 1961), heute DIG München, war 1982 lange in einem Kibbuz und das brachte eine enge Bindung mit sich. Das Musiker-Ehepaar **BETTINA** (Jg. 1959) und **CHRISTOPH OEHMEN** (Jg. 1955), DIG AG Westmünsterland, blieb ab 1982 gleich für drei Jahre und sie vollendeten ihre Instrumentalfähigkeiten auf höchstem Niveau. Wunderbar nachlesbar in Form von Geschichten ist die Israelzeit der Oehmens in ihrem Buch.¹ **KAY SCHWEIGMANN-GREVE** (Jg. 1962) hat 1984 nach dem Zivildienst einen Hebräisch-Intensivkurs in

einem Ulpan gemacht und sich dann auch noch Jiddisch angeeignet, was zu einer lebenslangen Beschäftigung wurde.

Was waren denn die Gründe, um erstmals nach Israel zu reisen und wie wurde das Ziel erreicht?

FREITAG: Ich bin immer noch sehr bewegt, wenn ich an die verlassenen Kisten im Keller des Hauses in Berlin denke, die für mich als Kind „tabu“ waren und die ich als Student später genauso verlassen wiederfand. Sie gehörten Juden aus dem Haus, das sie verlassen mussten, um ihrem schrecklichen Schicksal entgegen zu gehen. Diese Familien-Erzählung und weitere Vorprägungen von Oma und Eltern haben für ein latentes Juden- und Israel-Interesse „gesorgt“.

Für mich als jungen Lehrer an einer Gesamtschule in Aurich war durch den damaligen Schulleiter der Boden meiner zukünftigen Aktivitäten vorbereitet. Er hatte mit seiner demokratischen und antifaschistischen Haltung seit 1975 das dunkle Kapitel der jüdischen Stadtgeschichte durch Schüleraktivitäten in Projektwochen in das öffentliche Bewusstsein gebracht. Darauf aufbauend habe ich seit 1981 jeweils dreiwöchige Schülerreisen organisiert mit Familienaufenthalten und Kibbuzarbeit. Die erste Reise zu organisieren war aufwändig und chaotisch, aber trotz völlig anderer Arbeitsweise der Israelis ein Erfolg, der dann dauerhaft etabliert werden konnte.

Geholfen haben dabei meine persönlichen Kontakte zu israelischen Gewerkschaftlern aus dem Bildungsbereich, die ich seit 1977–78 bei deren Besuch in Aurich über den DGB knüpfen konnte. So konnten wir organisieren, dass die Austauschgruppen nicht nur „Ferien“ machten, sondern drei echte Aufgaben zu erfüllen hatten:

¹ Bettina Oehmen: Shalom Chaverim. Drei Jahre im Heiligen Land. Phoebe-Verlag, Bocholt, 2008. ISBN 978-3-9811956-2-0

- a) Suche nach ehemals Auricher Juden,
- b) Kontakt und Austausch mit israelischen Jugendlichen,
- c) Arbeiten im Kibbuz.

KLECHA: Ich hatte nach dem Abitur Lust, eine unbestimmte Weile in einem Kibbuz als Volontärin zu arbeiten. Meine Schwester hatte es vorge-macht und mich dafür begeistert. Unbedarf und ohne von Deutschland aus etwas vorzubereiten, flog ich 1982 mit einem Oneway-Ticket hin und bin gleich nach der Ankunft mit einer anderen Frau, die ich beim Flug kennen lernte und die das gleiche vorhatte, zum Kibbuzvermittlungsbüro gegangen. Das lag in Tel Aviv an der Ecke HaYarkon-Frishman-Straße. Flugs wurden wir vermittelt, ich kam nach Nir Eliyahu, einem 1950 gegründeten Kibbuz, der ganz nah beim palästinensischen Qalqilya liegt. Sechs Monate bin ich dort geblieben.

OEHMEN: Wir waren beide Musikstudenten. Ich, Bettina (Gitarre), hatte gerade meine STMP (Staatliche Musiklehrerprüfung) in Dortmund gemacht und Christoph (Cello) sein Konzertexamen in Köln. Unser Freund Wolfgang, der einer Israelin in ihr Land gefolgt war, organisierte einen Gitarren-Meisterkurs in Dortmund, den ich besuchte und dessen israelischer Lehrer Haim mich so von seiner Gitarren-Technik und Spielart überzeugte, dass wir beschlossen nach Jerusalem zu gehen, damit ich dort bei ihm weiterlernen könne. Christoph kam einfach mit, um sich von Land und Leuten überraschen zu lassen. Von der spontanen Reise-Idee bis zum definitiven Aufbruch vergingen drei Monate. Unser Freund Wolfgang vermittelte uns den Kontakt zu einem Autohändler in Dortmund, für den wir, gegen kostenlose Passage, einen Opel per Schiff nach Israel überführen konnten. So konnten wir mit den Instrumenten und unserem Gepäck gemütlich über Ancona und Piräus nach Haifa gelangen. Zu Beginn kamen wir bei Freunden Wolfgangs in Haifa unter, die uns herzlich empfingen („My home is your home“), dann wohnten wir eine Zeit lang bei Wolfgang in Jerusalem.

SCHWEIGMANN-GREVE: Ich muss vorweg-schicken, dass ich schon sehr früh bei den Falken (Sozialistische Jugend Deutschlands – Die Falken) aktiv war, als Gruppenleiter und als Mitglied politischer Arbeitskreise. Zudem haben mir meine Eltern schon vor dem Abitur die Freiheit gegeben, selbständig durch Europa zu trampeln. Ich kannte also bereits Frankreich, das damalige Jugoslawien und Griechenland von solchen Fahrten und wollte nach dem Zivildienst ein Jahr auf Großfahrt gehen. Nach intensiver Beschäftigung mit Israel während der Zivizeit, insbesondere mit der Kibbuzbewegung, der Histadrut und den sozialistischen Jugendbewegungen war ich ab Januar 1984 für zehn Monate in Israel. Zuerst drei Monate Sprachlernaufenthalt im Ulpan Akiva in Netanya; dort lernte ich intensiv die Grundzüge des Hebräischen, was mir viele Kontakte in Israel einfacher gemacht hat.

Irgendwie, ich erinnere mich nicht mehr genau durch wen, fand ich eine Volontärstelle im Aylin Hospital mit behinderten Kindern. Es war eine krankenhausähnliche Einrichtung in Kiryat HaYovel/Jerusalem mit Internatcharakter (die Kinder hatten MS, Glasknochen o. ä. und konnten daher nicht zuhause bei den Eltern wohnen). In der Freizeit absolvierte ich einen weiteren Ulpan, besuchte Museen und Konzerte und erkundete die verschiedenen Stadtteile Jerusalems.

In einem Café traf ich Efraim Wagner, einen Jecke aus Frankfurt, der 1938 nach Jerusalem gelangt war und noch immer sehr in der deutschen Kultur lebte. Er bot mir eine Wohngelegenheit im Moshava HaGermanit (German Colony) in Jerusalem an. Wohnen gegen Renovierung eines Raumes, den er von einem Nachbarn neu hinzugemietet hatte. Die vielen Gespräche über deutsche Literatur und Musik waren ein großer Genuss für uns beide. Ich erinnere mich an einen Schabbatabend, an dem wir mit einer Flasche gutem Rotwein unter dem Feigenbaum in seinem Innenhof saßen und uns wechselseitig bei den Gedichten einhalfen, die wir beide – mit vier Jahrzehnten Abstand – in der Schule

auswendig gelernt hatten (Herr Ribbek im Havelland, Prometheus, Die Bürgschaft – Goethe, Schiller und vor allem Fontane). In dieser Zeit bin ich viel durchs Land gereist und habe Menschen getroffen. Anfang November kam ich zum Studium der Geschichte und Philosophie zurück nach Deutschland.

Erinnern Sie sich noch an die ersten Eindrücke?

FREITAG: Meine ersten Eindrücke sind sehr vielfältig, aber sie werden beherrscht durch die Austauschjahre. Da hinein fielen auch die bekannten Vorgänge mit tausenden von Toten in den palästinensischen Flüchtlingslagern Sabra und Shatila. Ohne unsere Besucher aus den israelischen Gewerkschaften darauf anzusprechen, erklärten sie uns schamvoll ihre Unbill an der Tatsache, dass israelisches Militär die Massaker still zugelassen hat. Das hat uns beeindruckt. Immerhin waren die Austausche und Begegnungen der ersten Jahre noch sehr stark von der Motivation der historischen Hintergründe des Völkermordes geprägt. Auf deutscher Seite herrschte lange große Verwunderung darüber, wie zugewendet, interessiert und offenherzig junge und alte Israelis uns entgegenkamen.

In die Anfangszeit der Austauschreisen fiel dann auch die erfolgreiche Suche nach früheren Auricher Juden. Die ersten Adressen hatte unser Schulleiter von einer BzfpB-Reise aus Netanya mitgebracht. Im „Schneeballsystem“ kamen immer mehr Kontakte zustande. Unsere „Ex-Auricher“ deklarierten unseren Jugendlichen gegenüber immer, dass sie die junge Generation nicht für die grausamen Kapitel der deutschen Geschichte verantwortlich machen wollten. Häufig erklärten sie, nicht über die „schlechten Zeiten“ sprechen zu wollen. Die für diese Begegnungen bestimmende Emotion war unerwarteterweise große Dankbarkeit. Nicht zufällig entschloss sich nach schon zwei Besuchen der Jugendgruppen eine erste israelische Gruppe ehemaliger Auricher Juden im Jahr 1982 zu einem gemeinsamen Besuch in ihrer Geburtsstadt.

In den 80er Jahren gab es auch noch sehr oft zufällige Begegnungen zwischen unseren Jugendlichen und israelischen Jeckes in der Öffentlichkeit, auf Straßen, in öffentlichen Verkehrsmitteln – immer ganz positiv. Ohne die Besuche unserer Jugendlichen bei den Ex-Aurichern in Israel hätten sich 1992 und 2002 keine Begegnungswochen der Stadt mit ehemaligen jüdischen Mitbürgern aus aller Welt organisieren lassen.



Wolfgang Freitag mit einer Austauschgruppe

KLECHA: Schon bei der Ankunft am Flughafen Lod war ich überwältigt von dem orientalisch wirkenden Lärm und den stürmisch-fröhlichen Begrüßungen der Ankommenden durch ihre Familien. Das war so ein fremdes Gefühl für mich, aber so war dann auch ganz Israel. Nach kurzer Einweisung im Kibbuz übernahm ich alle möglichen, auch die miesesten Putzarbeiten. Ich musste mich einfinden in das neue Umgangsklima, dass ich als hart, rau und gleichzeitig doch herzlich in Erinnerung habe. Im Kibbuz sprachen wir Englisch miteinander. Die Gründergeneration kam aus Südafrika – das war also einfach.

OEHMEN: Wir kamen in ein sehr märchenhaftes Land, das bei weitem noch nicht so ausgebaut und technisiert war wie heute. Die Mehrheit der Einwohner fuhr mit dem Bus, weil Autos unerschwinglich waren. Uns beeindruckte die biblische Landschaft, aber auch die gastfreundliche, freie und stets diskussionsbereite Art der Israelis. Wir trafen auf ein extrem kulturbeflissenes Land, das sich in der wirtschaftlichen Fortentwicklung an den USA orientierte. Wir hatten zu Beginn enorm viel zu

organisieren, z. B. Wohnungssuche, Ulpan, Musikstudium, Alltagsleben. Es war nicht ganz einfach, als Musiker eine Wohnung zu finden, außerdem war Wohnraum knapp. Aber wir haben von den Israelis gelernt, uns durchzusetzen und nicht aufzugeben. Zusätzlich hatten wir einen alten Freund der Familie Oehmen in Jerusalem, den Abt Nikolaus, den wir in der Benediktinerabtei Dormitio auf dem Zionsberg regelmäßig besuchten.²

SCHWEIGMANN-GREVE: Mein mitgebrachtes Israelbild entsprach vermutlich eher dem Israel der Fünfzigerjahre. Es stammte aus der Beschäftigung mit dem Thema Israel bei den Falken und hatte einen starken Schwerpunkt in der vorstaatlichen Zeit und den Kibbuz- und Jugendbewegungen. Zunächst fiel es mir schwer, entsprechende Kontakte im Lande aufzubauen, da z. B. Hashomer Hatzair in Jerusalem an Kontakten mit Deutschen nicht interessiert war.

Ich habe viel Zeit mit älteren deutschen Einwanderern und jiddisch sprechenden Menschen verbracht, die ich bei der Arbeit und bei Kulturveranstaltungen oder einfach im Egged-Bus bei Fahrten über Land kennen gelernt hatte. Da mir die hebräischen Zeitungen noch zu schwer waren, las ich überwiegend die damals noch gut entwickelte jiddischsprachige Presse: „Jisroel-Stimm“ (die Parteizeitung von Mapam) und die Tageszeitung „Letzte Najes“. Damals lernte ich im Lejvik-Hois in Tel Aviv, dem Zentrum des Jiddischen Schriftsteller- und Journalistenverbandes auch den alten Warschauer Bundisten Itzhak Luden kennen, der Journalist bei den „Letzten Najes“ war und die „Lebens-Fragen“, ein bis 2013 erscheinendes Magazin für Politik und Kultur, herausgab. Einige seiner Leitartikel übersetzte ich für die Zeitung des Israelarbeitskreises der Falken in Hannover. Die dabei erworbenen Jiddisch-Kenntnisse nutzte ich später zur Übersetzung einiger Bücher.³

² Nikolaus wurde Ehrenbürger von Jerusalem und war ebenso Freund von Teddy Kollek, wie auch Johannes Gerster

³ Von Schweigmann-Greve aus dem Jiddischen übersetzt erschienen verschiedene Autoren. Bei Wehrhahn: Alexander Spiegelblatt und Moishe Shklar. Im Donat Verlag: Paje Wapner-Levin

Das moderne Israel habe ich erst mit zunehmenden Sprachkenntnissen besser kennen gelernt. Längerfristige persönliche Kontakte sind dort zunächst nicht entstanden (nur zu einem jiddischsprachigen Krankenpfleger in Aylin).

Hat sich denn dieser erste Eindruck verändert, nachdem Sie Land und Leute besser kennen gelernt haben?

FREITAG: Ich blicke ja nun im höheren Alter auf eine enorm große Zahl an Reisen zurück, die nicht nur Schüleraustausche waren, sondern auch Konferenzen, Choraustausch, DIG-Reisen usw. Daher fällt mir besonders auf, dass der gravierendste Wandel darin besteht, dass man heute natürlich kaum noch Menschen der ersten Generation aus der Shoah treffen kann. Auf israelischer Seite spielt inzwischen der Völkermord kaum noch eine motivierende Rolle für Jugendaustausch. Nach meinem Eindruck besteht dort deutlich stärker als auf deutscher Seite eine Gefahr zum „Jugendtourismus“.

Grundsätzlich wird mit steigender Anzahl von Besuchen natürlich der eigene Eindruck von Land und Leuten immer differenzierter und sicher sehe ich heute auch manches kritischer, wie sich zum Beispiel deutlich rassistische Grundstrukturen in der israelischen Gesellschaft verfestigen.

KLECHA: Obwohl ich zu Beginn etwas erschrocken über die Strenge der mich anleitenden Frauen war, musste ich jedoch feststellen, dass man mir nicht nur viel zumutete, sondern auch viel zutraute. Das hätte es in Deutschland nicht gegeben. Zum Beispiel sollte ich Bäume beschneiden, was zu großen Fehlern führen kann. Aber es wurde mir kurz gezeigt und dann durfte ich allein ran. Qalqilya habe ich trotz der Nähe gar nicht kennen gelernt. Die wenigen Kontakte zu den Arabern beschränkten sich darauf, dass ich mit meinem Freund, in den ich mich im Kibbuz verliebt hatte, ein-, zweimal mit jungen Leuten aus dem palästinensischen Ort, aber außerhalb, zusammentraf. Mein Freund sagte trotz der abendlichen Partynähe, dass er denen nicht den Rücken

zuwenden könne. Es lag eben eine Riesenspannung in der Luft. Ich war noch nicht politisch gereift und so blieb es bei den geringen und sehr vorsichtigen Kontakten.

OEHMEN: Unser erster Eindruck bestätigte sich. Wir wurden mit offenen Armen aufgenommen und man freute sich über unser Interesse an Land und Leuten. Im Ulpan, den wir sofort begonnen haben, lernten wir Menschen aus aller Welt kennen. Einige Monate später wurden wir von Abt Nikolaus in der Dormitiokirche getraut. Wir feierten mit den engsten Familienangehörigen, ein paar Dormitiostudenten, dem palästinensischen Dormitio-Koch Abu Schauki und dem Fahrer Hadsch (so darf man sich nennen, wenn man nach Mekka gepilgert ist), dazu unseren Vermietern Mirjam und Shlomo, meinem Lehrer Haim mit seiner Frau und den amerikanischen Ulpan-Freunden Daria und Stanley als Trauzeugen. Es war eine wunderbare Feier. Wir lebten uns gut ein, studierten und gaben Unterricht, verdienten dann auch unseren Lebensunterhalt mit Musik.



Trauung von Bettina und Christoph Oehmen in der Dormitiokirche zu Jerusalem 1983

Natürlich berührten uns auch die Auseinandersetzungen mit den Palästinensern. Ein paar Mal waren wir indirekt von Terror-Anschlägen betroffen, da eine Bekannte in dem Bus Nummer 18 saß, der explodierte, oder auf dem Markt oder als in dem Laden, wo ich einzukaufen pflegte, Bomben gezündet wurden. Zugleich beteiligten wir uns an freundschaftlichen Aktionen israelischer Künstler,

die auf die menschlichen Gemeinsamkeiten der Völker zielten. Die Situation verschlechterte sich leider nach der ersten Intifada, die unserer Meinung nach von der radikalen Palästinenserfraktion „gezündet“ wurde, um Freundschaften und somit Kompromisse zu verhindern. Wir als Deutsche wurden extrem freundschaftlich im Westjordanland begrüßt. Die jugendlichen Palästinenser kamen uns oft recht arglos und verspielt vor. Auch das änderte sich später leider. Eine starke Verbitterung des Klimas machte sich breit.

SCHWEIGMANN-GREVE: Ich habe zunächst durch den Krankenpfleger, der ein Holocaustüberlebender aus Warschau war und – untypisch – eine irakische Jüdin geheiratet hatte, einfache Leute in Jerusalem kennen gelernt und sehr stark die politisch-ethnische Trennung zwischen aschkenasi/Mapai und sfaradi/Likud erlebt, die seine Familie spaltete. Da er der einzige seiner Familie war, der überlebt hatte, bewegte er sich familiär unter irakischen Juden und stand diesen auch nach Jahrzehnten noch sehr fremd gegenüber. Auch mein ehemaliger Frankfurter Jecke, bei dem ich den Sommer über wohnen konnte und mit dem ich bis zu seinem Tod im frühen 21sten Jahrhundert einen regelmäßigen Kontakt hatte, war Mapai-Wähler. Diese beiden haben mein Israelbild lange geprägt: Begin war der Feind eines demokratischen und sozialen Israel, Rabin und Peres die Bezugspunkte politischer Besserung. Das orientalischesefardische und arabische Israel habe ich näher erst in späteren Jahren kennen gelernt.

Wie empfanden Sie in den frühen Zeiten Ihres Besuches die politische und soziale Lage? Haben Sie darüber mit Israelis gesprochen?

FREITAG: Schon bei der ersten und den nachfolgenden frühen Reisen war meine Wahrnehmung über das politisch-soziale Spannungsfeld durchaus geprägt von den frühen gewerkschaftlichen Kontakten und von Begegnungen mit ausgewählten Organisationen, die sich zu gezielten Themen engagieren. Beeindruckt hat mich die NGO „SOS Gewalt“, die 2004 von Georg Rössler

gegründet wurde. Dort werden mittels eines neuen pädagogischen Konzeptes die Kinder einer Klasse befähigt, selbst aktiv zu werden, indem sie Gewalt durch die Stärkung von Zugehörigkeit und Rücksicht innerhalb der Klasse reduzieren. Dieses Beispiel zeigt die interessante Entwicklung von zivilgesellschaftlichen Aktivitäten.

Jedoch gibt es eine tiefe Verbreitung rassistischer Einstellungen auf allen Seiten, die mich immer wieder erschreckt. Noch dazu glaubt eine weit überwiegende Mehrheit der jüdischen Israelis nicht an eine erträgliche Zweistaaten-Vision. Arabische Israelis und Palästinenser wollen nach meinem Eindruck mehrheitlich keine Veränderung des Status quo.

Alle auch kontroversen Themen kann ich m. E. mit Israelis diskutieren, solange ich nicht belehrend auftrete und meine grundsätzliche Zustimmung zur sicheren Existenz des Staates klar ist. Seltene Versuche der Instrumentalisierung der Shoah (am ehesten von Funktionsträgern) kann man durchaus zurückweisen.

KLECHA: Beim ersten Besuch 1982 war der Libanon Feldzug. Ich habe dort erfahren, was Krieg heißt. Es war ein sehr enger Zusammenhalt zu spüren, aber auch viel Verschwiegenheit und ich lernte, am Telefon nichts zu Wichtiges oder Falsches zu sagen. Ob der Geheimdienst mithören konnte? Die Sorge war da. Viele Männer aus dem Kibbuz wurden eingezogen, auch mein Freund. Er leistete zu der Zeit seinen regulären Reservedienst in Hebron und musste nicht in den Libanon. Als die Militärkolonnen auf den Straßen nach Norden zogen, buken die Frauen Kuchen und reichten ihn zusammen mit Kaffee den vorbeiziehenden Soldaten. Es herrschte eine bedrückende Atmosphäre, die besonders auch meine Mutter und Schwester wahrnahmen, als sie mich besuchten.



Martina Klecha macht 1982 einen Ausflug in den Sinai

Die soziale Lage kann ich nur aus Kibbuzsicht beantworten. Die jungen Kibbuzniks, mit denen ich näheren Kontakt hatte, haben sich ein bisschen minderwertig gefühlt gegenüber den jungen Menschen in den Städten. Ein eigenes Auto und vor allem eine Stereoanlage war der große Wunschtraum. Ansonsten hatte ich das Gefühl, dass in den 80iger Jahren Reichtum in der Gesellschaft nicht wichtig war. Ich habe weder tolle Autos noch Villen gesehen. Und auch Tel Aviv kam mir noch einfach, ein bisschen ärmlich vor. Das ist heute anders. Es ging auch nie um soziale Standards. Es ging in meinem Umfeld um Krieg, Frieden und Parties.

OEHMEN: Die Israelis sprachen stets vom Schutz ihres Landes, von ihren Verantwortlichkeiten, ihrer Pflicht, für das Überleben des Staates zu sorgen. Das wurde nur von wenigen in Frage gestellt. Dass wir israelfreundlich waren und uns begeistert über Land und Leute äußerten, verschaffte uns viel Sympathie, obwohl sich viele fragten, was um Himmels willen wir an Land und Leuten so wunderbar fanden. Damals waren die Israelis zwar auch, bei aller Weltoffenheit und Bildung, im Schnitt ein bisschen rechthaberisch und belehrend, waren sich aber durchaus dessen bewusst, dass es ein noch ziemlich unentwickeltes Land war. Wir fanden das natürlich schön, denn es entsprach unserem biblischen Vorstellungsrahmen, doch die Israelis wollten Stabilität und Komfort in allen Lebenslagen, so wie beispielsweise die Deutschen es hatten.

1984 gab es eine große Rückholaktion äthiopischer Juden, die sich als einer der verlorenen Stämme vorstellten. Die Israelis waren sehr bemüht, ihnen zu helfen, da sie quasi aus der Steinzeit in das sich hochmodern entwickelnde Land kamen. Sie hatten keinen Führerschein, kannten keine Ampeln und wussten nichts vom „zivilen“

Leben eines Industriestaates. In einem der Flugzeuge der Operation „Fliegender Teppich“ entfachten Leute ein Lagerfeuer, um Fleisch zu braten. 1984/85 erlaubte es die Sowjetunion den jüdischen Bürgern, das Land zu verlassen. Russen strömten ins Land, darunter viele Akademiker und Musiker, die Enklaven bildeten.

SCHWEIGMANN-GREVE: 1984 war die Zeit der Hochinflation, mit meinen deutschen Ersparnissen und dem von meinen Eltern überwiesenen Kindergeld im Hintergrund konnte ich das gut aushalten, bekam aber aus der Nähe mit, was das für ärmere Israelis bedeutete.

Shimon Peres diskutierte damals, dass Israel seine Bildungspolitik ändern und in neue Technologien investieren müsse. Darüber habe ich viel mit meinen Bekannten, besonders mit meinem Freund in der deutschen Kolonie diskutiert, der im Chor der Großen Synagoge in der King-George Street und privat mit seinen Freunden Bach-Kantaten sang und einen Faust-Lesekreis unterhielt, aber vor seiner Pensionierung bereits im Computerbereich gearbeitet hatte. Mit meinem Krankenpflegerfreund konnte man weniger politisch diskutieren, er hatte zwar auch eine politische Meinung, war aber eher mit familiären Problemen und dem Gelderwerb für die Familie beschäftigt.

Ich lernte auch Volontäre von Aktion Sühnezeichen in En Kerem kennen, von denen viele sehr araberfreundlich waren. Mit diesen hatte ich heftige Diskussionen, die letztlich zu nichts führten. Sie ließen sich von den Erzählungen der Araber, bei denen sie auch vielfach ihre Volontärzeit verbrachten, einnehmen und identifizierten sich mit diesen. Mit ihren Positionen waren sie die Vorläufer derjenigen, die heute Israel „Apartheidsstaat“ nennen. Aus diesen Erfahrungen heraus habe ich in Deutschland bei meinen Falken einen Israelarbeitskreis gegründet und selbst Fahrten nach Israel organisiert, außerdem habe ich gegen die damals im Bundesverband der Falken verbreiteten „äquidistanten“ Positionen Stellung bezogen. Es freut mich, dass die Falken heute klar pro-israelisch positioniert sind.



Kay Schweigmann-Greve beim Bürgermeister von Bakka

Welche neuen Erkenntnisse und welche Gefühle hatten Sie nach der Rückkehr von Ihrer ersten Reise?

FREITAG: Da muss ich nochmal hin! Und ich habe es intensiv getan. Nach jeder Reise bzw. Begegnung bleiben mehr Fragen als zuvor. Wie auch immer, es bleibt lohnenswert, sich für Volk und Land Israel zu engagieren.

KLECHA: Ich war verliebt gewesen und bin nur sehr ungern zurück nach Deutschland. Ich wollte am liebsten in Israel leben und dort bleiben. Alles war sehr lebendig dort. Nichtsdestotrotz wurde mir langsam bewusst, wie problematisch für mich eine langfristige Beziehung wäre. Meine und meines Freundes Lebenswelten waren zu unterschiedlich. Ich war unendlich traurig.

OEHMEN: Nach den drei Jahren im Heiligen Land gingen wir mit gemischten Gefühlen zurück nach Deutschland. Wir hatten unglaublich viel über das Zusammenleben verschiedener Völker und Religionen gelernt. Wir wären eventuell länger geblieben, doch durch die vielen neu eingewanderten russischen Juden mit einem großen Anteil gut ausgebildeter Musiker verbesserte sich unsere finanzielle Lage nicht gerade. Außerdem stellte sich uns die Frage, wo wir unsere Familie gründen wollten und in welche Schule wir die Kinder schicken sollten; außerdem waren wir nicht gerade begeistert von der Idee, die Kinder später zur israelischen Armee zu entsenden. Wir fanden die

Luft im Nahen Osten insgesamt zu „bleihaltig“. So kehrten wir nach drei Jahren in unsere Heimat zurück, sehr wehmütig und voller Liebe ans Land, aber wir blieben Israel immer verbunden.

SCHWEIGMANN-GREVE: Ich erfuhr schnell, dass pro-isralische Positionen ein echter Stimmungskiller auf Partys und für politische Freundschaften sein konnten. Während des ersten Irakkrieges demonstrierten die einen Falken für die Solidarität mit den Israelis, die Angst vor dem irakischen Giftgas hatten, während die anderen bei „Kein Blut für Öl“ dabei waren. Daraus hat sich quasi natürlich ein Engagement ergeben für eine gerechtere Wahrnehmung Israels hierzulande und eine Auseinandersetzung mit den oft ressentimentgeleiteten Kritikern, aber natürlich auch mit Menschen, die aus eigener Kenntnis wussten wovon sie sprachen, aber aus ihren Erfahrungen andere Schlüsse zogen.

Hat Ihre Wiederkehr nach Israel neue Erfahrungen gebracht und hat sich Ihr Israelbild verändert?

FREITAG: Ich habe ja schon bei der Frage nach den ersten Eindrücken einiges über die Entwicklung der Erfahrungen berichtet. Doch ein Punkt ist mir noch besonders wichtig: Nach ziemlich aufreibender, aber sehr befriedigender Arbeit zur Etablierung von Deutsch als Fremdsprache an israelischen Schulen, kann ich durchaus behaupten, dass das eine einmalige Erfahrung ist. Mit vielfältiger Unterstützung vom Außenamt über den Kulturattaché der Botschaft, den Bürgermeister von Tel Aviv, Schulleitern und ehemaligen Knessetabgeordneten gelang es, 10 bis 12 Schulen davon zu überzeugen, Deutschunterricht zu geben. Problematisch war und blieb die Qualifikation der Lehrer, die über das Goethe-Institut fortgebildet wurden. Auch die Bezahlung war nicht kontinuierlich gesichert, so dass bis heute jedoch mindestens drei Schulen den Deutschunterricht als festen Bestandteil des Lehrprogrammes anbieten. Anhaltend erfreulich ist das große Interesse an uns, die allgemeine (nicht nur wirtschaftliche) Wertschätzung Deutschlands.

Ergänzen möchte ich die immer wieder positiv beeindruckende, fortschreitende Begrünung des Landes. Mit dem Keren Kayemeth LeIsrael haben wir daher auch Projektwochen für Schüler durchgeführt. Unsere Schüler verbringen alternierend eine Zeit in der Großstadt Bat Yam und in dem kleinen Kibbuz Moran in Galiläa. Sie erfahren dabei die Kulturunterschiede in Israel, vom hektischen Gewusel und Verhalten der Stadtjugend zum „beschaulichen“ und konsumarmen Verhalten der Kibbuzjugend. Die Israelbilder, die diese Jugendlichen dann mitbringen, sind wichtiger als meine doch mittlerweile verfestigten Ansichten.



Besuch beim Staatspräsidenten Shimon Peres 2014
(Wolfgang Freitag oben fünfter v. l.)

KLECHA: Ich war dann ein paar Jahre nicht in Israel, um die Trennung von meinem damaligen israelischen Freund zu verarbeiten. Zurück in Deutschland war mir klar geworden, was es bedeutet hätte, wenn ich ihn als Nichtjüdin geheiratet hätte. Während der Zeit der Attentate auf die Busse hatte ich auch ein bisschen Angst, nach Israel zu fliegen. Das und der Grund, dass ich Distanz zu meinem Ex-Freund brauchte, brachte mich dazu, ein paar Jahre nicht nach Israel zu fliegen.

Zurück in Deutschland studierte ich evangelische Theologie und Amerikanistik. Während meines Studiums spielte das Judentum weiterhin eine große Rolle, was sich auch im Thema meiner Magisterarbeit „*Jüdische und christliche Einflüsse im Romanwerk Bernard Malamuds*“ niederschlug. Bis

heute beschäftigte ich mich jüdisch-christlichen Themen, auch im Rahmen meiner journalistischen Arbeit beim Evangelischen Presseverband und natürlich mit meinem Israel.



Martina Klecha auf einer Journalistenreise in Hebron 2019

Ich habe immer mehr vom Land kennengelernt, auch aus einer anderen Sicht. Inzwischen habe ich viele Freunde in Israel, ich habe mehrere Journalistenreisen gemacht, an Kongressen teilgenommen. Ich war in Judäa und Samaria, ich habe Raketenangriffe aus dem Gazastreifen in Tel Aviv erlebt. Ich liebe das Land und die Menschen weiterhin sehr und ich konnte mich immer auf sie verlassen. Die Situation mit den Palästinensern erschien mir bei meinem ersten Aufenthalt noch ganz anders als jetzt. Allerdings gibt es natürlich auch nicht „die“ Palästinenser. Ich könnte da auch viel berichten, aber das führt jetzt zu weit. Jedenfalls habe ich gelernt, dass, wenn es um die jeweilige Geschichtsschreibung und um die Darstellung von Tatsachen geht, sich die Israelis in einer sachlich klaren und offenen Konfliktsprache ausdrücken, die Palästinenser dagegen blumig, umschreibend und emotional. Leider habe ich auch auf beiden Seiten einzelne schrecklich voreingenommene Menschen kennen gelernt, unter den Siedlern und unter Arabern. Allerdings weiß ich von meinen jüdischen Freunden, dass es im Alltag zwischen jüdischen und arabischen Israelis eine sehr gute Verständigung und Zusammenarbeit gibt. Ein sehr guter Freund von mir ist Reiseleiter und er arbeitet ganz wunderbar mit den palästinensischen Reiseleitern z. B. in Bethlehem zusammen.

Spät erst habe ich angefangen Ivrit zu lernen, fühle mich aber jetzt schon sehr wohl in der Kommunikation, der Klarheit des Hebräischen.

OEHMEN: Unsere zahlreichen Besuche, die wir bis vor zwei Jahren mindestens zweimal im Jahr tätigten, zeigten uns ein Land, das sich von Mal zu Mal mehr urbanisierte, wenn man das von einem ganzen Land sagen kann. Da Israel jedoch ein sehr kleines Land ist, erfasste uns das Gefühl, dass die Städte aufeinander zuwuchsen. Jerusalem veränderte sein Antlitz in schwindelerregender Schnelligkeit, die Hügel bedeckten sich mit Siedlungen, innerhalb der Stadt gab es trotz der hohen Auflagen Bausünden. Auf der anderen Seite gewann die Stadt durch den Bau des Straßenbahnnetzes, die Renovierung historisch relevanter Orte und die Modernisierung der Strukturen in der Neustadt bei Einwohnern und Touristen gleichermaßen an Attraktivität.

Doch die wuchernden Trabantenstädte um israelische Großstädte herum nivellieren das Lebensgefühl und entfremden die Menschen von ihrem Standort im Nahen Osten. Wenn man morgens und abends im Mega-Stau steht, verliert man das Gefühl, im Heiligen Land zu leben, auch wenn die Israelis alles mit lakonischem Humor nehmen (As ma – Was soll's?). In Haifa verfallen die alten orientalischen Häuser am Hafen, auch hier wachsen die Wolkenkratzer in die Höhe. Und statt der gewundenen Straße zum Toten Meer, die einem das Gefühl verlieh, in der Zeit zurück und ins Herz der Erde zu reisen, rauscht man nun auf einer mehrspurigen Autobahn hinab.

Ein Gedi, ein verwunschener Hain mit Wasserfall und bambusbestandenen Quellteichen, mutierte zu einer Touristenattraktion mit asphaltierten und rollstuhltauglichem Erlebnischarakter, durch den sich die orthodoxen Riesenfamilien am Wochenende schieben. Es gibt natürlich auch Verbesserungen, die Timna-Schluchten sind wunderbar unauffällig erschlossen und es gibt die Renovierung der Weißen Stadt in Tel Aviv, dies allerdings unter dem Zeichen der Gentrifizierung.



Bettina und Christoph Oehmen im Negev 2016

SCHWEIGMANN-GREVE: Ich habe in den folgenden Jahren meine beiden Freunde in Jerusalem des Öfteren besucht. Eine andere Qualität bekam mein Blick auf das Land, als ich 1989 für den Bundesvorstand der Falken eine Delegation der Mapam in Berlin und Hannover betreute. Aus diesem Kontakt entstanden die bis heute festesten Beziehungen im Land und ein über mehrere Jahrzehnte andauernder Jugendaustausch zwischen den Falken und zunächst Joung Mapam und später Haschomer Hatzair, die nun gar nichts mehr gegen die Kontakte mit Deutschen hatten. Hier lernte ich auch zum ersten Mal arabische Israelis näher kennen (auch diese Kontakte bestehen teilweise bis heute).



Kay Schweigmann-Greve mit einer Falkengruppe in Jerusalem 2005

Insbesondere mein langjähriger Partner des Austausches auf israelischer Seite, Amos Dawidowitz, damals hauptamtlicher Sekretär bei Mapam, trug durch die Einblicke, die er den Delegationen der folgenden Jahre ermöglichte, sehr zur Erweiterung

meines Israelbildes bei: Mit ihm, der als Offizier der israelischen Armee und Friedensaktivist auch in andere politische Lager Kontakte hatte, konnten wir Gespräche mit Siedlern, Likud- und Mavdalvertretern aber auch islamistischen Studentenvertretern führen und übernachteten in arabischen Familien. Mir fiel auf, dass viele arabische Israelis die faktisch (nicht juristisch) unterschiedlichen Bürgerrechte scharf kritisierten, weil sie soziale und ökonomische Ungleichbehandlung erfuhren, sich aber nicht als prinzipielle Feinde Israels verstanden.

Warum sind Sie in die DIG eingetreten und haben sich Ihre Erwartungen erfüllt? Hat die DIG dazu beigetragen, Ihr heutiges Israelbild zu formen?

FREITAG: Zuerst habe ich Jugendaustausche organisiert. Es gab in Aurich keine AG der DIG, daher bin ich zuerst in die Oldenburger AG eingetreten. Nachdem ich registriert habe, welche tiefgreifenden Eindrücke die Begegnungen bei unseren Jugendlichen hinterlassen, habe ich nach einer Plattform gesucht, die es diesen Jugendlichen ermöglichen kann, langfristig mit solchen Erlebnissen und Erfahrungen umzugehen. Dafür habe ich die ostfriesische AG der DIG gegründet. Wir bekamen durch unseren Bekanntheitsgrad des Austausches und der Begegnungen mit den Ex-Aurichern einen guten Zulauf an Mitgliedern. Mit sanftem Druck mussten auch alle Austauschschüler in die DIG eintreten, denn sie genossen Förderung, Vorteile und Privilegien!

Eine unserer besten Initiativen war die Schaffung der „Ostfriesland-Haggada“. Nach intensivem „Klinkenputzen“ bekamen wir das Geld zusammen, um zwei jüdische Künstler aus Ostfriesland für die Bilder zu bezahlen, an denen sie zwei Jahre arbeiteten. 2013 wurden die Bilder in Norden, Leer, Emden und Aurich präsentiert und schließlich auch 2014 in der Knesset. Letztendlich ist diese Haggada aus Ostfriesland auch als Buch erschienen.⁴ Ich zweifle sehr, dass so eine Aktion

⁴ Herausgeber Wolfgang Freitag, Künstler Ricardo Fuhrmann und Daniel Jelin: Die Haggada, die aus Ostfriesland kommt. Hentrich & Hentrich, 2017, ISBN: 978-3-95565-203-6.

heutzutage unter dem Mantel der DIG-Zentralisierung noch möglich wäre. Immerhin haben wir als AG das Projekt allein durch Spenden realisiert.



Wolfgang Freitag mit den Künstlern der Ostfriesland-Haggada

Ich bin voller Sorge, dass sich die DIG nach meiner Wahrnehmung zu einer Behinderungs- und Verhinderungsinstitution hinsichtlich unserer Austausch-Aktivitäten entwickelt. Die DIG ist sehr wichtig, aber Handlungsspielraum brauchen die örtlichen AGs auch. Jedenfalls sind meine Lebenshöhepunkte sicherlich die Treffen der Ex-Auricher, die Schüleraustausche und die Haggada.

KLECHA: Ich bin seit gut 10 Jahren Mitglied. Die DIG hat zu meinem Israelbild weniger beigetragen als meine Reisen, hat es aber verfestigt. Trotz meinen Erfahrungen mit den vielen gut organisierten Journalistenreisen, meinen frühen Aufenthalten und den Freundschaften in Israel profitiere ich sehr von den DIG-Treffen. Ich



Martina Klecha 2018: Interview mit Neri Erel aus Ein Gedi

bin dabei, um unter Gleichgesinnten zu sein, hole mir dort Kraft und Energie. Noch dazu ist meine Freundin die Vorsitzende, die einfach eine tolle Arbeit macht und unsere „Stammtische“ sind großartige Gesprächs- und Informationsrunden, die regelmäßig mit interessanten Gästen „angereichert“ werden und initiale Gesprächseinführungen geben. Ich genieße jedes Treffen und jedes Event. Mein soziales Leben ohne die DIG wäre ärmer.

OEHMEN: Wir haben 1986 in Bocholt mit dem Kulturdezernenten und ersten Beigeordneten Dr. Becker und anderen Interessenten die Deutsch-Israelisch-Niederländische Gesellschaft gegründet. Sie war als Verein eigenständig und nicht unter dem Dach der DIG angesiedelt. Es gab regelmäßige Treffen. Für die Musik waren immer wir zuständig, weil wir mit einem Stapel israelischer Lieder zurückgekommen waren. Mit der Zeit erlosch das Interesse der Niederländer, die aufgrund ihres calvinistischen Hintergrundes einen großen religiösen Bezug zum Heiligen Land hatten und an der Moderne weniger interessiert waren. Sie waren calvinistisch-konservativ, wir lebten uns auseinander.

Der Verein gestaltete sich dann zur DIG AG Westmünsterland um. Nachdem wir viele Termine mit israelischen Liedern im Jahr hatten, verglomm das Feuer der anfänglichen Begeisterung im Herzen der Veranstalter der Region. Mehr und mehr wurde Israel als Besatzer wahrgenommen, ohne die Gründe dafür zu hinterfragen. Schließlich wurde es für uns in dem Sektor ganz still. Dies kann aber durchaus eine subjektive Wahrnehmung sein, denn auf Konzerten, die nicht mit der DIG zusammenhängen, sind die Menschen sehr berührt, wenn wir die Lieder aufführen. Einmal bat ich (Bettina) Israelis um Botschaften an das deutsche Publikum, die ich dann zwischen den Liedern vorlas. Dies war ein sehr emotionaler Vorgang, die Deutschen waren zu Tränen gerührt und schrieben Antworten, die sie uns zu überbringen baten. Einige sagten hinterher zu uns: „Die Israelis sind genau wie wir.“

Die DIG AG Westmünsterland, deren stellvertretender Vorsitzender Christoph ist, ist seit 1998 Mitorganisator eines Schüleraustausch zwischen dem Kibbuz-Jugendorchester Israel und dem Jugendorchester der Musik- und Kunstschule Wesel. Zwölf gegenseitige Besuche und gemeinsame Kurse haben in den letzten 20 Jahren stattgefunden. Die AG Westmünsterland ist aktiv mit Vorträgen und öffentliche Veranstaltungen, sowohl um über die deutschen Verbrechen an den Juden aufzuklären, als auch um das moderne Israel in all seinen Schattierungen darzustellen.



Christoph Oehmen (links) mit dem Kibbuz-Kammerorchester und dem Orchester der Musikschule Wesel 2008

SCHWEIGMANN-GREVE: In die DIG trat ich ein, weil der damalige Vorsitzende der AG Hannover aufhören wollte. Er sprach mich als Leiter des Israelarbeitskreises der Falken an, denn sie suchten einen neuen Vorsitzenden. So trat ich in die DIG ein und wurde gewählt (ich glaube 2003). Dieser Aufgabe widme ich mich immer noch mit großem Engagement. Kurz nach meiner Wahl begannen wir als Hannoversche DIG den Theodor-Lessing-Preis zu verleihen. Mit diesem Preis, der nach dem aus Hannover stammenden jüdischen Philosophen, Zionisten und Publizisten Theodor Lessing benannt ist, werden alle zwei Jahre Persönlichkeiten geehrt, die in besonderer Weise einen Beitrag zur Vermittlung eines positiven und realistischen Israelbildes in Deutschland beitragen oder sich in der Aufarbeitung der NS-Geschichte und besonders im Kampf gegen Antisemitismus einsetzen. Die erste Preisträgerin

war 2003 die Politikerin von Bündnis 90 / Die Grünen, Ilka Schröder, für ihre Aufdeckung der Finanzierung von palästinensischem Terror aus EU-Mitteln. Viele weitere wichtige Personen wurden damit geehrt. Die DIG im Bund unterstützte die Verleihung immer wieder mit einem ansehnlichen Budget.



Kay Schweigmann-Greve überreicht Iris Berben 2013 den Theodor-Lessing-Preis

Die Auseinandersetzung mit israelischen Themen in der DIG und die vielen Vorträge haben für mein Israelbild eine ergänzende, wertvolle Rolle zusätzlich zu meinen seit den Achtzigerjahren fast jährlichen Besuchen gespielt. Wir bemühen uns seit Jahren, in unseren Veranstaltungen einen interessanten Einblick in die moderne israelische Gesellschaft zu geben. Erwähnen möchte ich noch den von mir geleiteten, sehr produktiven Arbeitskreis der niedersächsischen und bremischen Arbeitsgemeinschaften.

Welchen Blick auf Israel haben Sie heute und was, glauben Sie, ist der größte Unterschied, den Sie im Rückblick auf den ersten Besuch im Land zu heute sehen?

FREITAG: Mein heutiger Blick auf Israel ist in etlichen Aspekten ähnlich geblieben, hat sich aber insbesondere hinsichtlich der Bedrohungslage des Landes gewaltig verändert. Die heutige Lage ist wesentlich komplizierter und komplexer geworden. Bezüglich der rassistischen Einstellungen weiter Teile der Bevölkerung sehe ich heute

– bei allem Verständnis der Ursachen – viel zu wenig Anstrengungen zur Gegensteuerung. Der zunehmende Einfluss religiöser Bevölkerungsgruppen auf Gesellschaft und Politik beunruhigt mich. Aber es verblüfft mich, dass ich trotz dieser gewaltigen gesellschaftlichen Unterschiede und den auseinanderklaffenden Facetten immer noch das Gefühl habe, Israel hält das aus und zusammen.

KLECHA: Israel ist heute ein anderes Land. Es ist meiner Meinung nach sehr viel „kapitalistischer“ geworden. So hat sich Tel Aviv sehr verändert, was die Bauten betrifft, schick, luxuriös und teuer. Aber es entwickelt sich halt auch immer weiter und das ist gut so. Ich bin froh, dass Israel trotz aller Versuche, sie auszuhöhlen, eine Demokratie geblieben ist. Sie ist stark und wenn ich die neue riesige Koalition ansehe, auch wagemutig.



(Foto: Widu Wittkindt)
Aussterbende Kioske

OEHMEN: Heute sehen wir die israelische Politik kritischer. Schon damals, als die Siedlungspolitik durch den Bauminister Ariel Sharon, den Falken, massiv angetrieben wurde, beschlich uns ein ungutes Gefühl. Doch was jetzt dort geschieht, ist bedenklich. Hätte man die Völker entscheiden und handeln lassen, wären sie wahrscheinlich längst „Best Friends“, doch viele (korrupte) Politiker und Religionsführer beider Seiten gossen eifrig Öl ins Feuer und zerstörten jede Initiative der Völkerverständigung, um ihre Positionen zu behalten. Ich sehe immer noch nicht das Problem „Israelis gegen Palästinenser“ und umgekehrt, sondern Machtgier, Geldgier, Lüge und Egoismus im Führungsbereich. Dies gilt ja nun für fast alle Nationen.

Ob die Zwei-Staaten-Lösung wirklich eine Lösung ist, bezweifeln wir. Wir hätten lieber eine Verständigung zwischen den Menschen persönlich, denn auf dieser Ebene funktionieren ja heute

schon viele Initiativen. Noch besser wäre es, wenn nur die israelischen und palästinensischen Frauen allein entscheiden könnten, denn von denen wissen wir, dass sie am Frieden untereinander am meisten interessiert sind.

SCHWEIGMANN-GREVE: Israel ist heute ein ganz anderes Land geworden, als es noch in den Achtzigerjahren war. Die europäischen Wurzeln haben sich stark verflüchtigt. Ich vermisse die typischen Zeitungskioske in Tel Aviv oder etwa Hadera, wo kleine ältere Männer mit der typischen Physiognomie osteuropäischer Juden vor Stapeln von Zeitungen in Jiddisch, Polnisch, Rumänisch usw. saßen, die natürlich Jiddisch sprachen und wo Kunden und Verkäufer meist in einem Gemisch von Jiddisch, Polnisch und Hebräisch heftig diskutierten. Heute ist Israel ein modernes nahöstliches Land. Es ist noch immer die einzige Demokratie dort – mit allen Pro-

blemen westlicher Demokratien, nicht nur dieser Region. Die Entscheidung, sich für Hightech zu engagieren hat Israels ökonomische Zukunft fundiert und prägt das Land heute stärker als die Geschichten, die die Einwanderungsgeneration mitgebracht hat.

Geändert hat sich auch die Musik. Man hört in den neuen Songs heute äthiopischen und jemenitischen Pop und Rap und weniger die hebräischsprachigen, eingängigen Schlager mit europäisch-amerikanischer Melodik. Ich vermisse das Jiddische, nicht nur die Sprache, sondern auch den damit verbundenen Habitus. Heute ist Israel ein durchgängig hebräisch sprechendes Land, das ebenfalls faszinierende, aber ganz andere Reize hat. Das alles gefällt mir auch. Gar nicht gefällt mir die spür- und hörbare politische Entwicklung nach rechts, die in vielen Gesprächen zu spüren ist und die politische Debatte prägt. Israel hat jedoch eine

beeindruckende und lebendige Zivilgesellschaft und war in der Lage sich von der Dauerherrschaft Netanjahus zu befreien. Die neue Regierung, ebenfalls geführt von einem Vertreter der politischen Rechten, beweist, dass der politische Diskurs über die politischen Lager hinweg funktioniert.

Wie schätzen Sie die Zukunft ein?

Haben Sie Sorgen und Ängste oder Zuversicht?

FREITAG: Ich habe sowohl Sorge als auch Zuversicht: Innenpolitisch / soziologisch besorgt mich die zunehmende Polarisierung der israelischen Gesellschaft. Außenpolitisch sorgt mich die iranisch gesteuerte drohende schiitische Einkreisung Israels. Die Palästinenser scheinen, obwohl sie mehrheitlich Sunniten sind, das hinzunehmen. Sie sind wohl froh, dass der Feind ihres Feindes sie unterstützt, solange sie nicht, wie im Irak, dadurch in einen inneren Konflikt geraten, der ihnen schaden könnte.

Zuversichtlich stimmt mich die sunnitische Annäherung an Israel. Wenn auch die Saudis bisher nur heimlich eng mit Israel zusammenarbeiten, wäre es doch vorteilhaft, wenn auch sie dem Abraham-Abkommen beitreten würden.

Innovationsfähigkeit und Wirtschaftskraft Israels beeindrucken mich anhaltend positiv und bilden m.E. eine solide Grundlage für seine (Über-)Lebensfähigkeit. Dazu kommt der Rückhalt der IDF, die von den USA als Versuchsfeld für neue Waffen- und Abwehrsysteme benutzt wird, wodurch Israel immer eine überlegene Macht darstellt.

Was immer wieder und anhaltend immer noch von großem Wert – und zeitweise ein richtiger „Spaßfaktor“ – ist: Die enorme Kommunikationsfreudigkeit und -fähigkeit der Menschen.

KLECHA: Ich habe Zuversicht. Israel ist ein so innovatives, aufregendes, aufgeschlossenes Land. Die Israelis geben nicht auf. Klar, Sorge mache ich mir bei jedem Raketen- oder Terrorangriff. Aber ich

habe da tatsächlich Gottvertrauen. Ich kann es kaum erklären, aber Angst und Sorge habe ich eher um die Zukunft in Deutschland.

OEHMEN: Wir haben eine sehr persönliche und sicher auch von der Mehrheit abweichende Meinung zum aktuellen Zustand der israelischen Gesellschaft. Sie ist uns zu einseitig wissenschaftsgläubig. Corona hat diese Sicht verstärkt. Wir sind froh, nicht im Land geblieben zu sein. Der Druck, der dort ausgeübt wird, ist in unseren Augen diktatorisch und widerspricht der bisherigen israelischen Freiheits- und Diskussionshaltung zu 100 Prozent. Aber auch das ist eine persönliche Meinung.

SCHWEIGMANN-GREVE: Israels Zukunft bleibt prekär. Die Entfremdung von der amerikanischen Diaspora, der wachsende Antisemitismus in Europa und den USA gefährden die internationale Unterstützung, die angesichts der Bedrohung durch den Iran und viele islamische Länder erforderlich bleibt.

Gleichzeitig versprechen die neuen Friedensverträge einen wärmeren Frieden, als es der mit Jordanien und Ägypten ist. Ich glaube, dass trotz der innenpolitischen Probleme die politische Kultur in Israel die Kraft hat, auch diese Krise zu überwinden. Die verfasste Demokratie und die Zivilgesellschaft sind stark und werden geschützt durch unabhängige und starke rechtsstaatliche Institution – und gegen äußere Feinde durch die IDF.

Unsere Arbeit als DIG wird schwerer werden, da die Generationen, die ohne viel Diskussion aus schlechtem Gewissen heraus Israel unterstützt haben, verschwunden sind. Gleichzeitig wächst international der Antisemitismus. Jungen Menschen müssen wir die Stärken Israels, die Schönheit des Landes, die plurale und lebendige Kultur und die sympathischen und interessanten Menschen dort nahebringen.

Teil 4:

DIE DDR-BÜRGER, DIE ENDLICH KOMMEN DURFTEN**Vorbemerkung**

Im November 1989 fiel die Mauer und am 1. 2. 1990 tritt das „Gesetz über Reisen von Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik in das Ausland“ offiziell in Kraft. Die große Reisefreiheit beginnt. Es dauerte nur noch bis zum 3. 10. 1990, dass die DDR der Bundesrepublik beitrug. Gleiche Rechte für alle war angesagt und die Menschen der DDR strömten nun in alle Länder, die ihnen vorher versperrt waren. So auch nach Israel, in ein Land voller Anspannung und Hoffnung. Dort hatte 1987 die todbringende erste Intifada begonnen, die 1993 mit dem Oslo-Abkommen endete. Zudem wurde 1990 Israel vom Irak aus mit Raketen beschossen. Und schließlich ist im November 1995 Ministerpräsident Rabin in Tel Aviv von einem israelischen Extremisten ermordet worden. In dieser unruhigen Phase, die ja mit der zweiten Intifada dann auch bis ins nächste Jahrtausend weiterging, reisten neugierige DDR-Bürger nach Israel, die nun hier berichten.

In der DDR wurde 1990, noch vor der Wiedervereinigung, mit der „Gesellschaft DDR-Israel für Verständigung und Zusammenarbeit“ (GDI) eine Freundschaftsgesellschaft gegründet. Das Ehrenmitglied im Vorstand wurde der Schriftsteller Stefan Hermlin, der das bisherige „Vakuum zwischen der DDR und Israel“ beklagte, die erst seit kurzer Zeit über die Aufnahme diplomatischer Beziehungen verhandelten. Israel, so Hermlin, sei kein Staat wie jeder andere. Er sei „aus Blut und Asche eines der furchtbarsten Massaker der Geschichte“ hervorgegangen. Diese GDI trat dann im Januar 1991 der DIG bei und deren Mitglieder wurden automatisch auch Mitglieder der DIG, wenn es auch noch keine Arbeitsgemeinschaften gab.

MONIKA SCHUH (Jg. 1944) aus Erfurt besuchte 1989 auf absolut ungewöhnlichem Weg das Land sogar noch kurz vor dem Ende der DDR und hätte nie geglaubt, jemals wieder nach Israel zurückkehren zu können. **DETLEV HAUPT** (Jg. 1941), Pfarrer in Halle und Mitgründer der dortigen DIG, gehörte schon 1990 zu einer ersten organisierten Studiengruppe. Er brachte danach selber viele Besucher nach Israel, auch um sie von einer notwendigen Basis-Friedensarbeit zu überzeugen. **FRANK SCHIMKE-ZACHARIAS** (Jg. 1962), heute DIG Bremen, verließ die DDR schnell nach der Wiedervereinigung und reiste auf eigene Faust 1992 ins Land seiner Neugier. Später erst (1999) flog **TOBIAS KRULL** (Jg. 1977) als jüngster der hier Interviewten nach Israel. Heute ist er Landtagsabgeordneter in Sachsen-Anhalt und Mitglied der DIG Magdeburg.

Was waren denn die Gründe, um erstmals nach Israel zu reisen und wie wurde das Ziel erreicht?

SCHUH: Ich konnte ja während der DDR-Zeit nicht nach Israel, obwohl mich sehr gereizt hat, es zu besuchen. Die negative Haltung der DDR gegenüber Israel hat mich nicht beeinflusst. Aber ich hatte schon lange eine Begeisterung für das Judentum, für die Geschichte und phänomenale Gründung des Staates Israel und auch für die heldenhafte Verteidigung des Landes und den Aufbau eines modernen, demokratischen Industriestaates. Bei der erst besten Gelegenheit wollte ich unbedingt in das Land reisen, das ich auch schon aus wunderbaren Büchern und dem Westfernsehen kannte.

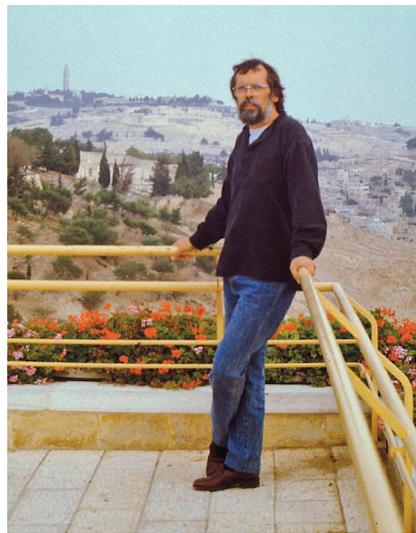
Als DDR-Bürger mit Westverwandtschaft bekam ich auf Antrag eine Besucherlaubnis für einen runden Geburtstag einer Cousine in

Würzburg. Diese ganz besondere Gelegenheit wollte ich zu einer Reise nach Israel nutzen. Meine Verwandten haben auf meinen Wunsch hin nicht nur eine einwöchige Reise nach Israel für mich gebucht, sondern sie haben auch dafür gesorgt, dass mir ein Reisepass der Bundesrepublik ausgestellt wurde, was ja für DDR-Bürger möglich war. Mit dieser hervorragenden Organisationsarbeit meiner Verwandten flog ich im Sommer 1989 von Frankfurt aus für eine Woche mit einer Reisegesellschaft nach Tel Aviv und kam ohne irgendein Problem mit meinem jungfräulichen Pass durch die Kontrollen.

HAUPT: So eine Reise hat für einen DDR-Bürger eine längere Vorgeschichte, die ich den Lesern nicht völlig vorenthalten möchte. Der Staat hatte in den Jahren vor dem Sechs-Tage-Krieg ein durchaus positives Verhältnis zu Israel, denn immerhin hat die Sowjetunion in der UNO mitgeholfen, Israel zu gründen. Auf SED-Parteitag waren immer Vertreter der sozialistischen Kibbuzbewegung zugegen. Nach 1967 gab es dann nur noch die palästinensischen Organisationen. Auch in der Erinnerungskultur blieben die Juden weitgehend außen vor, geehrt wurden die kommunistischen Opfer. Etwa 1972/73 erfuhr ich in Erfurt bei der zufälligen Begegnung mit Herbert Ringer, der sich als Vorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde vorstellte, dass es in der DDR jüdische Gemeinden gab. Aus der Zufallsbekanntschaft entstand eine Freundschaft. Das war gut, denn während meines Studiums der Theologie in Halle und meiner späteren Promotionszeit kam nie zur Sprache, dass das Judentum eine lebendige Religion geblieben war. Daraus entwickelte sich mein Interesse zuerst am übriggebliebenen Judentum und dann an Israel. Die Geschichte ist zu facettenreich, um sie hier auszubreiten, aber sie ist die Basis für meine Beziehungen. Auch meine Frau Hanna hat früh

dieses Interesse gezeigt und jüdische Kontakte bis nach Israel hin gepflegt. Mit der durch die UdSSR erlaubten Zuwanderung sowjetischer Juden nach Israel traten auch kleine Entspannungen zwischen der DDR und Israel ein. So kam es, dass schon 1987 erste israelische Referenten bei uns waren, Schalom Ben-Chorin war einer davon.

Noch vor der Wiedervereinigung lud 1990 die Bundeszentrale für politische Bildung auch Pfarrer der schon in der DDR gegründeten Arbeitsgemeinschaften „Kirche und Judentum“ zu einer Studienreise nach Israel ein. Etwa die Hälfte der Gruppe bestand aus DDR-Bürgern, die mit ihrem DDR-Pass einreisen konnten, was ein Jahr vorher noch undenkbar war. Auch die israelischen Grenzbeamten waren sehr erstaunt über diesen Pass mit israelischem Visum. Reiseleiter war der leider 2020 verstorbene Dr. Ronald Hirschfeld, der ein intensives Programm für uns erarbeitet hatte mit vielen Begegnungen in Israel und auch in Ramallah und Bethlehem, also auch in den „palästinensischen Gebieten“. Es war für mich eine sehr bewegende Reise: Endlich in dem Land zu sein, deren Menschen und ihr Schicksal mich schon jahrzehntelang beschäftigt hatten.



Detlev Haupt 1996 in Jerusalem

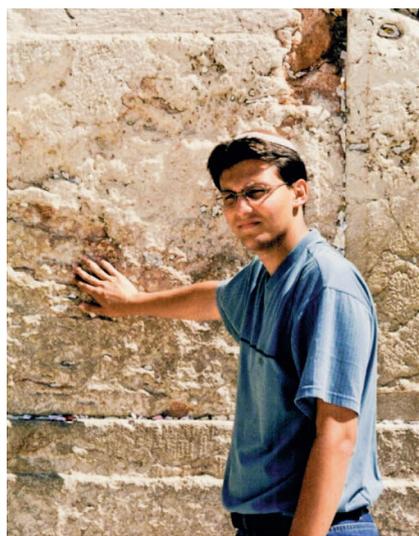
SCHIMKE-ZACHARIAS: 1989 bin ich im Alter von 27 Jahren aus Magdeburg, wo ich aufwuchs und sozialisiert wurde, nach Bremen gezogen. Dort lebe ich bis heute mit Freude. Erwachsen werden in der DDR hieß einerseits mit den hohlen Lügen des Staates klarzukommen, als auch die Familiengeheimnisse, die nicht unbedingt bekannt werden sollten, zu verarbeiten. Ich bin daher ein kritischer, hinterfragender Mensch geworden. Mein Vater hat den Krieg als mehrfacher Deserteur mit Mühen überlebt, war in Lagern, Strafkompagnien und lange in Gefängnissen. Er entkam knapp seinem Henker. Kein Wunder, dass er SED-Mitglied

wurde und kein Wunder, dass er mir alle Freiheit gab, die ich schon als junger Querkopf brauchte. Dazu hatte ich einen Großvater, mit dem ich oft auf dem israelitischen Friedhof in Magdeburg war und Steine auf die Gräber seiner verstorbenen Freunde legte. Über den tieferen Grund der Besuche haben wir nie gesprochen. Spät erfuhr ich, dass er teiljüdischer Herkunft war und sich seinen zum Überleben notwendigen Ariernachweis durch Bestechung beschafft hatte. In seiner Familie im damaligen Danzig waren mehrere Onkel jüdische Kleinwarenhändler, seine Oma sprach nur polnisch und sein Vater war zudem noch Kommunist und überlebte die Kriegszeit nicht.

So ist es kein Wunder, das ich mit diesem Hintergrund mehr über Israel erfahren wollte, auch wenn dieses Land uns als „feindlicher Staat“ und „Hochburg des Imperialismus“ präsentiert wurde. Aber es gab ja das Westfernsehen mit der völlig gegenteiligen Darstellung. In Berlin war ich zufällig Zeuge eines „Staatsbesuches“, bei dem im offenen Wagen Honecker seinen Staatsgast Arafat durch die Stadt fuhr. Arafat trug eine Pistole am Gürtel und sein berühmtes Palästinensertuch auf dem Kopf – es widerte mich an. Aber meine Neugier, ja fast Sehnsucht nach Israel war geweckt.

Mein Familien-„Kuddelmuddel“ werde ich nur in einem Land wie Israel wiederfinden, so war ich mir sicher. (Und so war es auch!) 1992 trat ich dann meine erste Reise zusammen mit meiner Partnerin an. Wir waren Individualreisende mit dem Ausgangspunkt Netanya.

KRULL: Schon früh hat mich Politik interessiert, mit 18 wurde ich CDU-Mitglied. Israel war in meiner Jugenderinnerung als ein „böses“ Land bekannt, die guten waren die Palästinenser, die von Israel unterdrückt wurden. Ich aber hatte ein anderes Bild im Kopf:



Tobias Krull an der Klagemauer 1999

Die Faszination eines kleinen Landes, das inmitten eines Dauerkonflikts sich seine Lebensfreude erhalten hat. Zudem hat die historische Dimension mich veranlasst, dieses Land kennenzulernen.

Im Rahmen eines Jugendaustauschprogramms des Landesjugendamtes hatte ich die Gelegenheit an einer Delegationsreise teilzunehmen. Damit stand ich nicht vor der Herausforderung, das Programm selbst zu gestalten, es war für mich als noch junger Mann auch noch preiswert. Daher griff ich zu und nahm das Angebot an. Das Reiseprogramm hatte natürlich die typischen „Mussman-sehen“-Stationen in Israel, aber auch sehr gute Gesprächspartner waren für uns vorgesehen. Das Wichtigste jedoch war, dass man sich einen ersten Eindruck über das Land und seine Menschen verschaffen konnte.

Erinnern Sie sich noch an die ersten Eindrücke?

SCHUH: Es war eine rein touristische Reise mit einer Gruppe, die sich aus Schweizern, Österreichern und Westdeutschen zusammensetzte. Außer zum Reiseleiter hatte ich keinen Kontakt zu Israelis. Er war deutscher Abstammung, kam aber aus Argentinien, wohin sich seine Familie wohl noch vor den Nazis retten konnte. Mir war wichtig, die Stätten jüdischer Geschichte, die Landschaften und Orte des jetzigen Lebens zu sehen. So bin ich manchmal noch nachts durch Jerusalem oder Tel Aviv gelaufen, Schlaf konnte ich später nachholen. Ich wollte so viel wie möglich für meine Erinnerung einfangen. Da ich aus dem Westfernsehen schon alles kannte, war ich von dem, was ich sah, nicht überrascht.

Meinen Mitreisenden (außer einer Schweizerin, mit der ich mich später befreundete) und auch den Beamten bei der Ein- und Ausreise habe ich nicht offenbart, dass ich aus dem Osten

komme, für die war ich aus Würzburg, wie mein Pass es auswies. Bei der Ausreise jedoch und der dabei üblichen, sehr genauen Kontrolle fiel den Grenzbeamten auf, dass mein Reisepass ganz frisch war. Das erweckte Argwohn. Zwei israelische Beamtinnen, perfekt deutsch sprechend, stellten ganz logische Fragen, die ich aber oft nicht beantworten konnte. „Reisebüro?, Buchungsdatum? ...“ Diese Zeit war quälend lang für mich, da aber der Flieger abheben wollte, wurde ich dann doch als letzte Passagierin mit einem Pkw direkt zum Flugzeug gebracht.

HAUPT: Wir wurden durch ein Land geführt, von dem wir den Eindruck bekamen, dass dort Juden, Christen und Moslems friedlich zusammenlebten. Es gab kaum sichtbare Checkpoints zwischen Israel und „den Gebieten“. Überrascht hat mich die Vielfalt der Bevölkerungsgruppen: die nicht überschaubaren russischen Zuwanderer, die ihre Läden russisch beschrifteten, die Strenge im öffentlichen Verhalten der Orthodoxen in Mea Shearim, die Besuche in verschiedenen Kibbuzim, das religiöse Bethlehem und Jerusalem und auch das dort arabisch-brodelnde Leben. Tel Aviv war noch nicht sehr großstädtisch geprägt – es gab nur ein Hochhaus. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen.

Vielleicht war es der „Höhepunkt“ meines Weges als Pfarrer und Theologe, auf dem Ölberg zu stehen und auf die Heilige Stadt zu schauen. Aber ich habe auch heute noch in Erinnerung, wie ein Kollege aus Bayern bei dieser Reise am Ufer des Sees Genesareth „verzückt“ ausrief: „Na sowas, das ist ja hier wie bei uns am Tegernsee“.

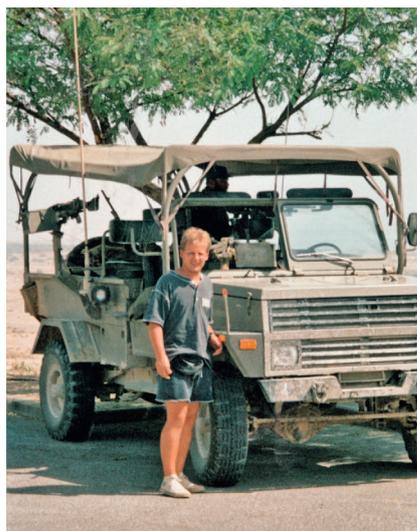
SCHIMKE-ZACHARIAS: Glauben Sie mir bitte: Ich kam aus dem alten Flughafengebäude in Tel Aviv und sah die Menschen, hörte den

lebhaften Geräuschpegel, roch Orangenblüten und Jasmin, nahm die Wärme wahr und fühlte mich unheimlich geborgen! Das ist Leben – das war mein erster Eindruck. Es war genau das, was ich erhofft habe. Die Direktheit und der unkomplizierte Umgang miteinander, war mir aus dem Elternhaus bekannt. Vieles erinnerte mich auch an meine Kindheit, auch der Zustand der damaligen Infrastruktur.

Dazu kam der unmittelbare und menschlich so nahe Umgang mit dem Besitzer des kleinen Hotels, in dem wir wohnten. Es war ein Holocaustüberlebender und dazu noch sehr lieb zu uns. Das war das Israel, in dem ich sein wollte.

KRULL: Praktisch mit der Landung wurde deutlich, dass das Land sehr viel vielfältiger ist, als es die Medien in Deutschland darstellen. Die Menschen begegneten einem fast ausnahmslos mit großer Offenheit. Der unverkrampfte Umgang mit Menschen in Uniform fiel mir besonders auf. Als ehemaliger Bundeswehrsoldat und heutiger Reservist bin ich anderes gewöhnt. Äußerst lässig trugen die Soldatinnen und Soldaten der IDF ihre Waffen. Oft wurden wir bei Zugängen von Gebäuden kontrolliert. Ich nahm das wegen der Sicherheitslage hin, gestehe aber, dass ich mich aufgrund meiner Ausbildung durchaus situativ umgesehen habe,

um einen Fluchtweg im Falle einer Gefahr zu kennen. So ungewohnt die Präsenz der Waffen war, es vermittelte aber doch ein Gefühl des Schutzes. Während einer Übernachtung bei einer drusischen Familie erklärte mir der Hausherr, dass er Offizier der IDF gewesen sei und dass ihm daher auch viele Türen für sein weiteres Fortkommen im zivilen Wirtschaftsleben offen standen. Er war erstaunt, welche Kenntnisse ich über automatische Waffen hatte. So etwas hat er bei Deutschen vorher nicht gekannt.



Frank Schimke-Zacharias kam 1992 nach Israel zum ersten Besuch

Nur selten spürte ich Vorbehalte, weil ich aus Deutschland komme. Insgesamt fiel mir trotz – oder vielleicht genau wegen – der Sicherheitslage die große Lebensfreude, ja die Lust aufs Leben auf. So war ich erstaunt, wie am Strand die körperbewussten Menschen absolut friedlich neben orthodox Gekleideten in ihrer jeweils eigenen Art das Meer und die Sonne genossen. Das war also die israelische Normalität, miteinander zu leben! Ich mochte das. Es gab und gibt natürlich nicht den typischen Israeli, genauso wenig wie es den/ die Deutsche/n gibt.



Tobias Krull genießt das volle Leben in Tel Aviv

Hat sich denn dieser erste Eindruck verändert, nachdem Sie Land und Leute besser kennen gelernt haben?

SCHUH: Wie schon gesagt, in dieser einen Woche hatte ich nahezu keinen Kontakt zu Einheimischen, unsere Hotels wechselten täglich und so blieb es beim Sehen und bei dem, was der Reiseleiter vortrug.

HAUPT: Nein, eigentlich gar nicht. Was sich durch die erste Reise aufgeprägt hat, ist bestätigt worden. Sie war wohl umfassend gut organisiert. Jedoch wurde mir klar, dass auf den von mir dann veranstalteten Reisen unbedingt das Nachholen von Wissen über das Land in den Mittelpunkt gestellt werden müsse. Das war ja in der DDR versäumt worden. Diese Basisarbeit und die Arbeit für ein friedliches Zusammenleben zwischen Juden und Arabern stellte ich in den Mittelpunkt.

Wir waren daher jeweils immer in Neve Shalom und Nes Ammim und in der Behindertenwerkstatt LIFEGATE in Beit Jala und trafen uns mit Gruppen, die Basisfriedensarbeit betrieben.

SCHIMKE-ZACHARIAS: Nein, nicht viel. Ich hatte schon gelesen, dass die Israelis sehr direkt, manchmal sogar etwas ruppig im Umgang seien und erwarte ein Art abschreckendes Benehmen. Das Gegenteil war der Fall, denn wir lernten auch, dass diese Art des Umgangs auch eine große Toleranz mit sich brachte. Der erste Eindruck wurde immer weiter verfestigt. Schnell wurden Kontakte geknüpft und Informationen über das Land erlangt. Damals gab es ja noch viele Überlebende der Shoah und sie unterhielten sich mit uns (unerwartet) freundlich.

Meine Partnerin kaufte in einem Geschäft im Zentrum Netanyas einen Gürtel. Ich stand mit diesem vor dem Laden und sie war schon wieder im nächsten Laden verschwunden. Da sprach mich ein älterer Herr an. Die Nummer an seinem Unterarm „berichtete“ über einen Teil seiner Biographie. „Na, willst du jemanden auspeitschen? Wieviel Jidden hat dein Vater erschossen?“ Ich antwortete, er hätte keine Gelegenheit dazu gehabt, da er im Lager inhaftiert war. Er lachte und lud uns zu einem Kaffee Affuch ein. Unglaublich, diese Art Spontanität würde es bei uns nicht geben. – Danke, Vater.

KRULL: Wenn sich die Menschen erst einmal geöffnet hatten, merkte man doch, wie divergent an vielen Stellen die israelische Gesellschaft ist, wo es Vorbehalte aus unterschiedlichsten Gründen gibt und welche Elemente dazu beitragen, die Gesellschaft zu stabilisieren. Als erstmaliger Israelbesucher erlebte ich auch die Fremdartigkeit des Lebens im orthodoxen Viertel Jerusalems, Mea Shearim. Wenn woanders spürbar große Gastfreundschaft gezeigt wurde, hatte ich hier den Eindruck von Verslossenheit. Aber ich weiß wohl, dass der Anteil streng religiöser Gruppen in Israel ebenfalls zur Normalität gehört. Diese Normalität des Zusammenlebens in der ganzen Unterschiedlichkeit hat einen nachhaltigen Eindruck auf mich hinterlassen.

Wie empfanden Sie in den frühen Zeit Ihres Besuches die politische und soziale Lage in Israel? Haben Sie darüber mit Israelis gesprochen?

SCHUH: Trotz der durch die Presse und TV bekannten Unruhen in Israel hat unsere kleine, gut geführte Reisegruppe nur geringe Spannungen bemerkt und gravierende Auseinandersetzungen habe ich damals nicht erlebt. Wir konnten bei dieser ersten Reise noch absolut problemlos in Palästinensergebiete fahren, die bei späteren Besuchen für Reisegruppen so einfach mehr zugänglich waren.



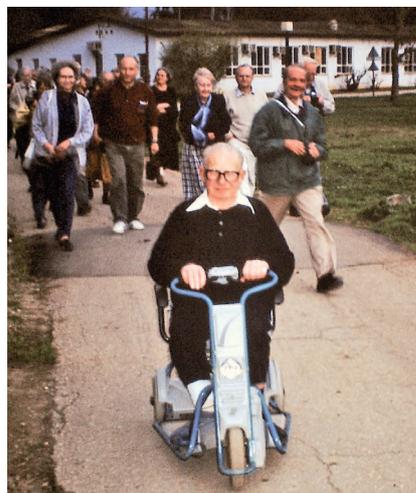
Monika Schuh in Massada

HAUPT: In Israel herrschte trotz erster Intifada eine Art „Aufbruchstimmung“. Das änderte sich erst nach dem Scheitern der intensiven Gespräche zwischen Rabin und Arafat. Natürlich haben wir in unserer Basisarbeit für Frieden darüber gesprochen und der Wille der Menschen an Frieden weit unterhalb der politischen Ebene war spürbar.

Die Aufbruchstimmung herrschte auch in Halle, denn als meine Frau, die auch Theologin war, dann Stadträtin wurde, gelang es 1992, ehemalige Hallenser Juden aus Israel und USA in ihre frühere Heimatstadt zu bringen.

Hervorheben will ich den Kontakt zu Joseph Kahlberg. Er war Sohn des letzten Hallenser Rabbiners und konnte noch 1936 sein Abitur in Halle machen, flüchtete nach Israel, lebte bis zu seinem Tod im Jahr 2006 in einem Kibbuz. Er kam immer wieder, um vor allem jungen Leuten aus seinem Leben zu erzählen.

SCHIMKE-ZACHARIAS: Gespräche über die politische Lage führten wir viele und nach meinen vielen Jahren DDR-Einheitsmeinung, war ich sehr erfreut, so einen (oft kontroversen) Disput über die eigene Regierung und der allgemeinen Lage in der Region zu erfahren. Es gibt kein anderes Land, welches so eine offene Diskussionskultur besitzt! Genauso divergent wie die Meinungen der Israelis, so sind natürlich auch ihre Zukunftsaussichten und die Einschätzung ihrer eigenen Lage. Damals war die Sicherheitslage noch sehr angespannt und wir erlebten auch einige Anschläge während unserer Aufenthalte Anfang der 90iger. Überall sah man Militär, auch in den Zentren der Städte. Wir hatten damals (wie heute) kein Problem damit und fühlten uns dadurch geschützt. In Israel lernt man schnell Menschen kennen und bei unserem Herumreisen im Land mit Egged-Bussen besonders. Immer wurde diskutiert und wir wurden einbezogen.



Joseph Kahlberg in seinem Kibbuz mit Detlev Haupt

Wir lernten Soldaten kennen, die frisch aus der noch bestehenden UdSSR kamen. Mit meinem Schulrussisch konnte ich mich gut mit ihnen unterhalten. Sie waren in einem Militär-Ulpan und schon stolz, Soldaten in ihrer neuen Heimat zu sein. Sie waren im Prinzip dem Militär gegenüber abgeneigt, aber die Verteidigung „ihres“ Israel war ihnen wichtiger als das Prinzip.

KRULL: Wie ich schon sagte, die Situation war damals angespannt. Das betraf nicht nur die Sicherheitslage, sondern auch die Differenziertheit in der israelischen Gesellschaft selbst. Mit der Reiseleitung



Frank Schimke-Zacharias mit „russisch“-israelischen Soldaten 1996

und innerhalb der Reisegruppe konnten wir uns zu den entsprechenden Eindrücken austauschen. Das war sehr hilfreich. Mir ein Urteil zu erlauben, fällt mir sehr schwer. Schließlich war ich nur Gast und glaubte damals – und tue dies auch heute noch – dass man mit Schlussfolgerungen sehr vorsichtig sein sollte. Unser Reiseleiter hat viel erklärt und geholfen, Kontakte zu bekommen: zu Jeckes, zu arabischen Israelis u. a. Wir sprachen über die enorm hohen Mieten, die den Normalbürger über Gebühr belasten, und es gab auch in dem Zusammenhang abfällige Bemerkungen. So bekamen wir einen Bruchteil der sozialen Spannungen mit.

Erwähnen möchte ich wie gut das Essen bei der drusischen Gastfamilie war; dort habe ich Hummus kennen gelernt. Diesen bekommt man überall an Ständen mit preiswertem und variantenreichen Streetfood in guter Qualität. So können auch nicht gut betuchte Menschen ohne Restaurantbesuch gut essen.

Welche neuen Erkenntnisse und welche Gefühle hatten Sie nach der Rückkehr von Ihrer ersten Reise?

SCHUH: Ich saß im Flugzeug und weinte, damals überzeugt, dass ich Israel nie wiederssehen würde. Die in der DDR zwar

schon wahrgenommenen kleineren Proteste und der Druck der Ausreisewilligen hatten bei mir (und allen anderen auch) jedenfalls nicht das Gefühl ausgelöst, dass bald ein totaler Umbruch eintreten und Reisefreiheit gewährt werden könnte. Das war außerhalb meiner Vorstellungskraft. Daher mein Abschiedsschmerz.

HAUPT: Wir flogen aus Israel zurück in dem Gefühl, dass das friedliche Miteinander, das wir in Israel und auch in „den Gebieten“, in Samaria, Jericho und Bethlehem erlebten, zu einem friedlichen Miteinander in *einem* Staat führen konnten. Ich wollte dazu beitragen, diese Sichtweise zu stärken.

SCHIMKE-ZACHARIAS: Ganz einfach: tiefe Verbundenheit als Gefühl. Erkenntnis: Israel ist garantiert nicht das, was mir die DDR erzählen wollte, aber auch nicht das, was mir die (meisten) bundesdeutschen Medien erzählen wollen! Außerdem wollte ich zumindest Basiskenntnisse des Ivrit erwerben, was wir dann auch in Bremen im Privatunterricht taten.

KRULL: Ich habe viel erfahren, gerade im Rahmen der persönlichen Kontakte. Aber schlussendlich hatte ich das Gefühl, das Land mit mehr Fragen verlassen zu haben als ich es betreten hatte. Der Wille zur Rückkehr war stark und gleichzeitig

das Bedürfnis, die eigenen Kenntnisse über Land und Leute und die Situation vor Ort zu vertiefen. Wenige Wochen nach der Rückkehr fing mit Gewaltakten die zweite Intifada an und mir wurde klar, wie dünn die Decke der Sicherheit war, die wir vorher verspürt hatten. Ich fragte mich, wie die Israelis es schaffen, mit so einer Situation klarzukommen. Da spielt aber sicher die lange Ausbildung und Erfahrung bei der IDF wohl doch eine entscheidende Rolle.



Monika Schuh mit Reiseleiter

Hat Ihre Wiederkehr nach Israel neue Erfahrungen gebracht und hat sich Ihr Israelbild verändert?

SCHUH: Ganz gegen meine Erwartungen und dank der friedliche Revolution und der Wiedervereinigung bin ich jedoch noch oft in Israel gewesen. Auch meine neu gefundene Schweizer Reisefreundin hat schon 1990 die Gelegenheit genutzt und ist nach Erfurt zu Besuch gekommen. 1992 kam ich zur ersten Wiedersehensreise nach Israel, später kamen weitere Reisen dazu, u. a. auch mit der Landeszentrale für politische Bildung.

Bei dieser Reise besuchten wir auch die Friedrich-Ebert-Stiftung, die uns mit einer politisch aktiven Palästinenserin zusammenbrachte. Ich war geschockt, dass eine Frau Selbstmordattentate rechtfertigte – damit habe ich mitten in Tel Aviv nicht gerechnet. Andererseits konnten wir immer wieder mal in Palästinensergebiete reisen, haben Jericho besucht und ich bin von Israel aus über die ägyptische Grenze bis auf den Berg Sinai gekommen. Jetzt ist das Reisen im gesamten Gebiet zwischen Meer und Jordan durch die israelische Sperranlage doch sehr erschwert. Mein Israelbild hat sich im Prinzip nicht geändert, aber ich hatte bessere Einblicke in Wirtschaft, Politik, Kommunalwesen usw. gewonnen.

HAUPT: Ich war in den folgenden Jahren bei mehr als 30 Studienreisen mit etwa 600 Menschen, Jugendlichen wie Älteren, aus Halle und anderen Städten in Israel unterwegs. Das erlaubte natürlich sehr viel intensivere und differenziertere Einsichten in die von so unterschiedlichen Strömungen und Gruppen geprägte israelische und auch palästinensische Gesellschaft. Es bildeten sich aus Gesprächspartnern Freundschaften und – ganz besonders – wir besuchten Hallenser Juden, denen die Flucht in der Nazizeit nach Israel gelungen war. Daraus ergaben sich neue Einsichten in die Geschichte des antisemitischen Terrors in Deutschland und die beschämende Beteiligung auch von Christen und anderer Gruppen in Deutschland an der „Vertreibung“ der Juden aus unserer Gesellschaft.

Ich wurde auch sensibler, den schon nach der Wiedervereinigung offen auftretenden Antisemitismus in der ehemaligen DDR zu erkennen und zu benennen.



Detlev Haupt mit Ministerpräsident Haseloff und Reisegruppe vor der Dormitiotkirche in Jerusalem

SCHIMKE-ZACHARIAS: Wir sind sehr oft (fast jährlich) zurück nach Israel gefahren und haben die meisten Änderungen schleichend wahrgenommen. Das Tempo ist allerdings oft auffällig!

Durch die Sprachaneignung hat sich das Land natürlich weiter für uns geöffnet und es sind Freundschaften fast verwandtschaftlicher Art hinzugekommen. Diese halfen uns, Dinge zu erleben, die Reisegruppen bedauernswerter Weise verwehrt bleiben. Mit einem Professor (Alttestamentler) aus Ramat Gan kamen wir auch zu nahen Begegnungen mit Palästinensern, die ihn sehr respektierten und ihm vertrauten. Trotz Intifada führte er uns über den Hintereingang in ein arabisches Restaurant in Ostjerusalem, das wir niemals über den Haupteingang hätten betreten können. Die Spannung war spürbar, alle Sinne waren geschärft. Aber im Restaurant wurden wir fürstlich bewirtet!

Wir haben auch erlebt wie ein palästinensischer Taxifahrer wütend über den korrupten Arafat geschimpft hat. Er brachte uns zu einem Weinhändler in Bethlehem. Es war genau zu der Zeit, als die Oslo-Verträge unterschrieben wurden. Da bekamen wir zum ersten Mal Angst, denn wir hörten Schussalven aus Maschinenpistolen. Es

waren aber nur Freudenschüsse in die Luft! Die Angst war weg. Wir sind mehrfach in dem kleinen Hotel in Netanya gewesen. Immer wieder nahm ich jemanden aus meiner Familie mit, damit sie meine positiven Schilderungen nachempfinden können. Mit gemieteten Autos bereisten wir Israel, verzichteten aber auf Fahrten ins besetzte Westjordanland.

Eine besondere Erfahrung verschaffte uns meine Tochter, die nicht herumreisen, sondern lieber Schule erleben wollte. Es gelang uns, sie in Bat Yam in eine Schule zu bringen. Die Lehrer machten mit, sprachen dann eben nur Englisch und meine Tochter konnte in diesen zwei Wochen großartige Bekanntschaften schließen und neue Erfahrungen sammeln. Das alles hat mein Israelbild geschärft und mir das Land noch näher gebracht.

KRULL: Ich kam nach gut fünf Jahren wieder. Die Intifada war vorbei und eine Menge Fragen drängten sich auf. Ich kam im Rahmen einer „Dienstreise“ als städtischer Kommunalvertreter. Da spielen dann andere Aspekte bei den Begegnungen eine Rolle.

Wir verspürten eine gewisse Hoffnungslosigkeit wegen der ausgebliebenen Lösung des Konflikts. Kein Vorschlag wurde angenommen, man hatte die Politik satt und das stand für uns Reisende im Widerspruch zur Parteienlandschaft, die ständig neue Gruppierungen produzierte. Was ich auch erlebt habe, war eine Zuspitzung der sozialen Fragestellungen in Israel selbst; auch was die Spaltung angeht. Bei manchen Gesprächen hatte man den Eindruck, dass es dem Gesprächspartner nicht mehr möglich war, auch das eigene Meinungsbild einmal selbstkritisch zu hinterfragen.

Das Land hatte sich weiterentwickelt. Dabei wurde deutlich, dass Strömungen, die in den Medien in Deutschland als relativ bedeutend dargestellt werden, in Israel selbst eher weniger Wahrnehmung erfahren. Was blieb, war die Herzlichkeit und Aufgeschlossenheit der Menschen.

Warum sind Sie in die DIG eingetreten und haben sich Ihre Erwartungen erfüllt? Hat die DIG dazu beigetragen, Ihr heutiges Israelbild zu formen?

SCHUH: Wie gesagt, Israel und das Judentum interessierte mich schon immer. Ich kam aus einem christliches Elternhaus und das Alte Testament faszinierte mich. Vom Benno Verlag aus Leipzig gab es ein Buch: „Auf den Spuren Jesu“, ein tolles Buch, reich bebildert, darin archäologische Forschung mit historischer Darstellung der Zeitverhältnisse, alte Luftaufnahmen, Originalberichte antiker Historiker.

Mitglied der DIG wurde ich 1991 automatisch durch die Übernahme meiner Mitgliedschaft aus der fusionierten GDI.

Mein Israelbild wurde durch die DIG kaum geformt, eher durch meine Reisen, Zeitungen, Bücher, Fernsehen und heute enge Kontakte zu Mitgliedern der jüdischen Gemeinde von Erfurt und unserer Partnerstadt Haifa. Seit vielen Jahren bin ich im Vorstand der DIG und wirke als Schatzmeisterin.

Wir haben in Erfurt ein wirklich enges Verhältnis mit der jüdischen Gemeinde. Zusammen mit ihr haben wir vor, noch mehr jüdisches Leben in Erfurt erfahrbar zu machen, z. B. wird Chanukka vor dem Rathaus gefeiert; die evangelische und katholische Kirche spendeten der Gemeinde das Schreiben einer neuen Tora, die öffentlich zur neuen Synagoge getragen wurde u. v. a. m. Ebenso pflegen wir die Städtepartnerschaft zu Haifa. Bei uns zu Hause haben mehrfach Israelis aus Haifa während eines Trainingslagers, eines Jugendorchesters, Musicals usw. gewohnt.

HAUPT: 1990 bekannte die neu gewählte Volkammer der DDR ihre Verantwortung für Israel und baten die Juden in aller Welt und das Volk von Israel um „*Verzeihung für Heuchelei und Feindseligkeit der offiziellen DDR-Politik gegenüber dem Staat Israel und für die Verfolgung und*

Entwürdigung jüdischer Menschen auch nach 1945 in der DDR“. Das war ein offizieller Neustart, auch für uns in Halle.

Aus der Hallenser „Freundschaftsgesellschaft DDR-Israel“ traten schon einige wenige 1991 der DIG bei. Für die Bildung einer eigenen Arbeitsgemeinschaft innerhalb der DIG bedurfte es mindestens 20 Mitglieder. Dazu brauchten wir etwas Zeit, so dass die Gründung der AG Halle-Umland erst 1995 stattfinden konnte. Seit dem 14. 1. 2004 bin ich deren Vorsitzender. Mit Beschluss des Stadtrates vom 14. 7. 1999 trat die Stadt Halle – vertreten durch den/die jeweilige Oberbürgermeister/in – unserer AG bei. So ein institutionelles Mitglied bietet natürlich Vorteile durch Nutzung städtischer Räume, z. B. für zeremonielle Veranstaltungen. Im Jahr 2006 hat die Stadt Halle zum 1200-jährigen Bestehen, organisiert durch unsere AG, im Wald der deutschen Länder 1200 Bäume gepflanzt.

Als kleine Gruppe in Halle fühlten wir uns früher in der DIG gut aufgenommen und waren dankbar für die Hilfe bei den Kontakten zu interessanten Gesprächspartnern und Referenten auch aus Israel. Wir haben durch diese Hilfe der alten Geschäftsstelle intensive Arbeit in Halle entwickeln können, z. B. mit Vorträgen, Seminaren in Schulen, Ausstellungen und Konzerten zu den Israeltagen usw.

Unsere wichtigste Aufgabe dabei war, das zunehmend kritische Israelbild in den Medien, aber auch vor allem in den „linken“ Parteien und Gruppierungen zu korrigieren. Die Unterstützung unserer Arbeit vor Ort hat in den letzten Jahren sehr nachgelassen und hat zu Spannungen zwischen „Basis“ und „Überbau“ (d. h. dem Präsidium und der Geschäftsstelle) geführt. So ist die Existenz unserer Arbeit als „Arbeitsgemeinschaft Halle-Umland“ innerhalb der DIG gefährdet! Wir rechnen mit weiteren Austritten bei jetzt nur noch 35 Mitgliedern. Die Verlagerung der Verwaltung unserer Mittel hat unsere Aktivitäten eingeschränkt. Nicht einmal unsere Anträge auf finanzielle Unterstützung wurden verfolgt.

Aber besonders enttäuscht waren wir nach dem furchtbaren Anschlag auf die Synagoge in Halle, bei der wir vom Präsidium nicht in das Gedenken mit einbezogen wurden. Diese „Ferne“ des Präsidiums zu uns vor Ort ist absolut unverständlich. Auch die Gründung eines Jungen Forums fernab von unserer DIG AG ist ein Zeichen mangelnder Wertschätzung und wird die AG weiter von der DIG entfremden, was mich befürchten lässt, dass sie bald faktisch vor dem Aus stehen wird.

Noch bestreite ich persönlich die Schulung von Polizisten, die gerade seit dem Anschlag stark sensibilisiert werden müssen, um Antisemitismus und Antizionismus zu erkennen. Aber eigentlich brauchen wir für unsere kleine AG, eine starke und persönliche Unterstützung des Präsidiums, der Generalsekretärin und der Geschäftsstelle der bundesweiten DIG e.V.

SCHIMKE-ZACHARIAS: Es war mir einfach ein inneres Bedürfnis, in die DIG einzutreten. So kann ich vielleicht ein klein wenig dazu beitragen, mein positives Israelbild auch in Deutschland weiterzugeben. Die Veranstaltungen und Lesungen der DIG sind sehr interessant und tragen dazu bei, dass Hintergrundwissen über Staat und Judentum im Allgemeinen zu erweitern.

Besonders hervorheben möchte ich die offene Diskussionskultur in unserem Verein. Wir tauschen uns kontrovers aus und finden immer einen Konsens. Der langen politischen Erfahrung



Silhouette von Tel Aviv

(Foto: Frank Schimke-Zacharias)

unseres Vorsitzenden ist es zu danken, dass er in dem Stadtstaat Bremen unserer DIG eine wichtige Stimme gegeben hat. Wir werden respektiert und sind mit unserer Meinung gefragt.

Ob ich die Bürgerreisen mitmachen möchte? Nein, eher nicht, obwohl sie sehr gut sein sollen wie wir von den vielen Hundert Teilnehmern wissen. Ich bin früh freiheitlich erzogen worden und reise gerne allein, suche meine Abenteuer individuell und so bringe ich sie auch in unsere DIG Bremen/Unterweser ein.

KRULL: Ich bin schon vor meiner ersten Reise in die DIG AG Magdeburg eingetreten, seit 2019 bin ich ihr Vorsitzender. Ich wollte meine Mitgliedschaft dazu nutzen, mehr über Israel zu erfahren. Als geborener DDR-Bürger habe ich über Israel nicht viel gehört und wenn, dann grundsätzlich in einem negativen Zusammenhang. Es ging mir um den Austausch mit Gleichgesinnten, Informationen über Medienberichte hinaus, bis zur Frage, was man tun kann, um ein realistisches Israelbild in der Öffentlichkeit zu vermitteln. Hier hat mir die Arbeit in der DIG wirklich viel gebracht.

Wir pflegen auch als DIG AG Magdeburg ein gutes und vertrauensvolles Verhältnis zu den beiden jüdischen Gemeinden in der Stadt, der Synagogen-Gemeinde und der liberalen jüdischen Gemeinde zu Magdeburg. Ich selber bin im Vorstand des Fördervereins „Neue Synagoge Magdeburg“ e.V. Es ist uns gerade vor kurzem gelungen, die Bewilligung des Landes zum Bau der neuen Synagoge zu erhalten. Darauf sind wir auch als DIG stolz.



Tobias Krull (links) Vorsitzender des Vorstandes der DIG AG Magdeburg

Welchen Blick auf Israel haben Sie heute und was, glauben Sie, ist der größte Unterschied, den Sie im Rückblick auf den ersten Besuch im Land zu heute sehen?

SCHUH: Ich habe in den Jahren gelernt, dass Israel heute keine kongruente, homogene Gesellschaft mehr ist, sie driftet auseinander. Die Vorstellungen vom Leben mit den Palästinensern sind zu unterschiedlich, aber auch die Lebenswünsche der Orthodoxen und die der Säkularen sind schwer vereinbar. Besonders sichtbar wurde das unserer AG bei der letzten Wahl in Israel, als wir eine Schalte am Wahlabend zur Friedrich-Ebert-Stiftung in Tel Aviv hatten und uns die Unterschiede beziehungsweise Gegensätze deutlich wurden.

HAUPT: Ich staune, dass es dieser kleine Staat geschafft hat, den Zusammenhalt in dieser immer komplexeren und weiter auseinander klaffenden Gesellschaft zu schaffen, ohne daran zu zerbrechen. Das Land hat sich optisch stark verändert, es ist viel urbaner geworden. Die Verdichtung der Wohngebiete kann auch sozialen Sprengstoff bergen. Meine Wahrnehmung ist, dass der Zusammenhalt vor 30 Jahren größer war.

Schwieriger ist die schlechte Bewertung der politischen Situation in Israel durch die deutschen Medien und in der deutschen Bevölkerung. In Halle jedenfalls habe ich das Gefühl, dass sich die derzeitige Führung der DIG nicht dieser Aufgabe nicht stellt!

SCHIMKE-ZACHARIAS: Das Land ist in den 30 Jahren viel moderner geworden. Nicht nur Infrastruktur und Architektur haben sich rasant verändert, auch ist die Verbesserung der Sicherheit überall zu spüren. Die Gründe sind vielfältig. Schauen Sie die Urbanisierung an und denken an das Bevölkerungswachstum, das Israel in bewundernswürdiger Weise immer sehr gut bewältigt hat, kann ich mir vorstellen, dass das Land zumindest in einigen Regionen irgendwann wie Hongkong aussehen wird. Da die israelische Gesellschaft

nichts Konstanteres gewohnt ist als den andauernden Wandel, wird auch das Problem (was bei unserer Trägheit unlösbar wäre) positiv im Sinne aller Bürger gelöst werden.



Sarona-Azrieli-Tower

KRULL: Das Land und seine Menschen faszinieren mich in ihrer Unterschiedlichkeit immer noch. Gefühlt kann man immer wieder Neues entdecken. Heute verfüge ich über weit mehr Wissen und beurteile Dinge auch anders. Die gesellschaftlichen Unterschiede sind erklärbarer, aber auch nicht vollständig. Mich trägt in diesem Kontext das Gefühl, dass man als DIG-Mitglied auch die Aufgabe hat, sein Wissen zu teilen. Dass es eine neue Regierung mit einer Koalition von derart unterschiedlichen Parteien geben würde, zeigt wie innovativ Israel auch auf diesem Feld ist. Vielleicht gibt es damit auch einen neuen Schwung in Richtung Frieden mit den Palästinensern.

Wie schätzen Sie die Zukunft ein? Haben Sie Sorgen und Ängste oder Zuversicht?

SCHUH: Natürlich habe ich Sorge: das Land ist klein, denn gemessen an der Summe der feindlich gesinnten Nachbarländer ist die Einwohnerzahl überschaubar. Ob die neuen Abkommen der Abraham-Accords mit den kleinen arabischen Ländern eine gesamte Entspannung bringen werden, wer weiß? Die antisemitischen und antiisraelischen Angriffe von Hamas und Hisbollah sind bedrohlich. Dazu die inneren Spannungen, die extremen Gruppierungen der Parteien gerade jetzt. Wird

dieses Bündnis der Koalition halten? Aber: die Hoffnung stirbt zuletzt, ich vertraue Israel und hoffe auf das Engagement der westlichen Welt.

HAUPT: Die Existenz des Staates Israel ist nach wie vor gefährdet. Die Sicherheit wird bedroht vom Iran aus über Syrien, von der Hisbollah im Libanon und der Hamas im Gazastreifen. Aber es gibt auch Hoffnungen durch die veränderten politischen Beziehungen zu den anderen Staaten im Nahen Osten. Das stimmt mich insgesamt zuversichtlich.

SCHIMKE-ZACHARIAS: Zuversicht! Die innovative Einstellung der Gesellschaft ist in der Lage, jedes aufkommende Problem zu lösen, dessen bin ich mir sicher. Eine grundlegende Lösung der politischen Probleme innerhalb und außerhalb der Grenzen Israels wird gefunden. Trotz oder gerade wegen einer Nichteinmischung Europas! Und Bedrohungen, wie man sie von dem Mullahregime im Iran hört, wird Israel auch begegnen. Ich denke, dass eine humane Gesellschaft wie die israelische auch keinen Erstschlag gegen die Atomkapazitäten des Irans vornehmen wird. Eher wird ein Gleichgewicht des Schreckens erzeugt, sodass die Scharfmacher im Iran fürchten müssen, selbst völlig zerstört zu werden, falls sie mit einem Erstschlag Israel vernichten wollen.



Frank Schimke-Zacharias vertraut den Soldaten der IDF

KRULL: Man muss grundsätzlich positiv denken. Aber eines ist deutlich: man muss auch in der Lage sein, Probleme zu benennen und nicht

nur im Schwarz-Weiß-Schema zu denken. Ich glaube, dass es für Israel und seine Menschen eine gute Zukunft gibt. Der Weg dahin wird aber nicht immer gerade verlaufen, es wird Rückschläge und Hindernisse geben. Wir als DIG können unseren Beitrag dazu leisten, hier ein realistisches Bild der Situation vor Ort zu vermitteln.

Angst habe ich nicht um die Verteidigungsfähigkeit Israels. Ich sehe das auch ein wenig durch meine soldatische Brille, die ich nicht ablegen kann. Der Wille zur Wehrhaftigkeit der jungen Leute ist groß, es gibt keine Ächtung der Wehrpflicht, eher schon eine Ächtung derjenigen, die nicht gedient haben. Dazu gibt es neben präventiven Geheimoperationen gegen potentielle Gegner auch eine hochinnovative Waffen- und Cyberentwicklung, gepaart mit hervorragender Technik aus den USA. Aber verlassen kann sich Israel nur auf sich selbst. Sie haben das in dem kleinen, oft angegriffenen Land immer wieder geschafft und sie werden es wieder schaffen. Schade, dass ich das in 50 Jahren wahrscheinlich nicht mehr erleben kann.

Was Deutschland im Rahmen der von der Bundeskanzlerin postulierten Staatsräson zur Sicherheit Israels tun kann, wird es tun, egal wer regiert. Wir werden im echten Kriegsfall sicherlich keine Bodentruppen schicken, aber alle anderen Möglichkeiten einsetzen. Heutzutage können unsere Fregatten- und U-Boot-Lieferungen ihren proaktiven Anteil leisten.

SCHLUSSBEMERKUNG

Wir Interviewten sind fast alle etwa so alt wie Israel. Israel ist immer noch ein junger Staat und wir sind mit ihm älter geworden. Dabei durften wir erfahren, wie Israel sich gewandelt hat. Wir sind froh, diesen Wandel aus sehr persönlichen Blickwinkeln miterlebt zu haben. Wir fühlen uns auf das Engste mit Israel verbunden, alle aus unterschiedlichen Motiven, jedoch immer mit der gleichen Empathie. Die DIG spielte und spielt für uns alle dabei eine wichtige Rolle. Wie E. R. Wiehn in seinem Interview so treffend sagte: „Wenn es die DIG nicht gäbe, müsste man sie erfinden.“ Beide, Israel und die DIG mögen leben, lange und gesund: So wie „mein“ Kibbuz (s. u.) sich gewandelt hat und schöner denn je lebt.

Wir wünschen Israel Massel Tov
und vor allem Schalom!



Kibbuz Kfar HaMaccabi 1938 ...



(Foto: Widu Wittekindt)

Israel ist vorbereitet



(Foto: Widu Wittekindt)

... und 2016

Herausgeber:

Deutsch-Israelische Gesellschaft e.V.
DIG-Bundesgeschäftsstelle
Littenstraße 105
D-10179 Berlin

www.digev.de

Diese Broschüre können Sie unter
info@digev.de bestellen.

Redaktion und ViSdP: Dr. Widu Wittekindt,
DIG Bremen/Unterweser e.V.

Layout und Satz: Matthias Wittekindt,
wittekindt@ars-a-priori.de, Saarbrücken

© Deutsch-Israelische Gesellschaft e.V. 2021

Nachdruck, vollständig oder auszugsweise,
nur mit ausdrücklicher und schriftlicher
Genehmigung der DIG. Die Bilder der
Broschüre stammen alle von den Interviewten
und bedürfen einer persönlichen Genehmigung
zur Veröffentlichung.